# IN EIGENER SACHE

„Aussen-vor“ – beschreibt den Zustand derer, die aus unterschiedlichen Gründen als GrenzgängerInnen der Gesellschaft bezeichnet werden.

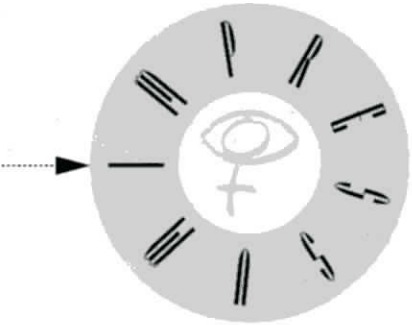
In dieser Ausgabe gehen wir auf die psychosozialen Auswirkungen gesellschaftlicher Veränderungen in Ostdeutschland ein, stellen Meinungen zum psychotherapeutischen Alltag zur Diskussion und wurden auf Frauen aufmerksam, die nach unserer Meinung über einen aussergewöhnlichen Weibblick verfügen.

Natürlich steigen wir in die Sorgerechtsdebatte ein und befassen uns mit der Stiftungsreform der Bündnisgrünen.

Ich wünsche allen Frauen einen erholsamen Sommer.

Herzlichst, Ihre Annette Maennel

| | | |
|---|---|---|
| **AUSSEN-VOR** | Stigma Frau *von Dietlinde Gipser* | 3 |
| | Wendeopfer *von Sylvia Groth* | 4 |
| | Frauengemäße Psychotherapie *von Brigitte Dorst* | 6 |
| | Wohin (ent-)führt die schleichende Psychiatrisierung ... *von Gaby Sohl* | 12 |
| | Debatte um den Mißbrauch mit dem Mißbrauch *von Eva-Maria Nicolai* | 17 |
| | Erzwungene Emanzipation *von Susanne zur Nieden* | 21 |
| | In der DDR war ich ein „Staatsfeind " *von Angela Kowalczyk* | 21 |
| | Langsam komme ich an *von Gislinde Schwarz* | 24 |
| | Zwischen zwei Welten *von Annette Maennel* | 26 |
| | Zunge zeigen *von Waltraud Schwab* | 29 |
| | Frigide Fregatte oder fick dich ins Knie *von Laura Meritt* | 31 |
| | Ich lebe – es lebe die Fremdheit *von Maria Rainer* | 33 |
| **FEUILLETON** | *von Christiane Kloweit* | 36 |
| **IM GESPRÄCH** | Lesben und Öffentlichkeit *von Leo Tesch* | 38 |
| **KOMMENTAR** | Die Geschichte von Atlantis *von Marinka Körzendörfer* | 41 |
| **POLITIK** | Ostdeutsche Frauen und Politik *von Uta Schlegel* | 42 |
| **SORGERECHT** | Gemeinsames Sorgerecht? *von Christiane Schindler* | 45 |
| **STIFTUNGEN** | FrauenAnstiftung – und Tschüs ... *von Kerstin Herbst* | 48 |
| **FRAUENPARTEI** | DIE FRAUEN *von Almuth Nehring* | 53 |
| **FILM** | Immaginaria - 3.° Festival del Cinema Lesbico *von Christina Karstädt* | 54 |
| **REZENSIONEN** | *von Christiane Kloweit; Katrin de Vries; Ines Koenen; Corinna Fricke* | 58 |
| **TAGUNGEN** | Politische Strategien ostdeutscher Frauen *von Kerstin Herbst* | 62 |
| **INFORMATIONEN** | | 63 |


| | |
|---|---|
| Weibblick | Friedrichstraße 165, O-10117 Berlin, Tel.: 229 1685, Fax: 609 31 75 |
| Herausgeberin: | Unabhängiger Frauenverband, Friedrichstraße 165, O-10117 Berlin |
| Redaktion/Herst.: | Annette Maennel |
| red. Mitarbeit: | Leo Tesch, Tatjana Walter |
| Autorinnen: | D. Gipser, S. Groth, B. Dorst, G. Sohl, E.-M. Nicolai, S.zur Nieden, A. Kowalczyk, G. Schwarz, W. Schwab, L. Meritt, M. Rainer, Chr. Kloweit, L. Tesch, M. Körzendörfer, U. Schlegel, Chr. Schindler, K. Herbst, A. Nehring, Chr. Karstädt, K. de Vries, I. Koenen, C. Fricke, A. Maennel |
| Fotos: | Anja Müller: S. 4, 7, 10, 11, 13, 14, 17, 18, 19, 20, 26, 29, 32, 34, 35, 36, 41, 43, 53, 57<br>Archiv: S.31, 38, 60; Grafik: A. Feuchtenberger: S. 59 |
| Layout & Design: | A. Raidt, M. F. Müller / Titel: A. Raidt |
| Satz: | „Weibblick" |
| Druck: | Trigger |
| Anzeigenbüro: | Friedrichstraße 165, O-10117 Berlin, Tel.: 229 16 85, Tel.: / Fax: (030) 609 3175<br>Anzeigenpreisliste kann bei der Redaktion angefordert werden. |
| Bankverbindung: | Berliner Sparkasse, BLZ 100 500 00, Konto-Nr. 4153 81 0504 |



Der Inhalt der Texte muß nicht mit der Meinung der Redaktion übereinstimmen.

Wir freuen uns über jedes Manuskript, können aber bei unverlangt eingesandten Texten keine Haftung übernehmen.

*Dietlinde Gipser*

# STIGMA FRAU

„Es ist durchaus unrichtig, die Weiber unmoralisch zu nennen, aber sie sind moralisch einseitig oder defekt. Soweit wie ihre Liebe reicht, sofern wie angeschautes Leiden ihr Mitleid erweckt, sind sie oft jeder Aufopferung fähig und beschämen nicht selten den kälteren Mann. Aber sie sind von Herzen ungerecht, sie lachen innerlich über das Gesetz und verletzen es, sobald wie die Furcht oder die Dressur es zulassen.... Wäre das Weib nicht körperlich und geistig schwach, wäre es nicht in der Regel durch die Umstände unschädlich gemacht, so wäre es höchst gefährlich."
*(Möbius, P. J.: Über den physiologischen Schwachsinn des Weibes, 1905, S. 35)*

Unsere Lebenswelt ist zweigeschlechtlich strukturiert und nach „männlich" und „weiblich" polarisiert. Mit dem System der Zweigeschlechtlichkeit eng verwoben sind politische und ökonomische Strukturen, Arbeits- und Machtverhältnisse, kulturelle und ästhetische Produktionen, das Handeln und die Gefühle von Menschen. Ein zentrales Strukturmerkmal des herrschenden Geschlechterdiskurses ist nun, daß „männlich" und „weiblich" patriarchal hierarchisch definiert sind. Die Geschlechterdifferenz ist demnach keine „natürliche", sondern eine sozial konstituierte.

„Daß es vor allem Frauen sind, die durch ihre Geschlechtlichkeit bestimmt sind, ist ein sehr altes Motiv. Dies verschärft sich aber mit dem Aufkommen des modernen Diskurses der (biologisch-anatomischen) Geschlechterdifferenz, weil er mit der bürgerlichen Aufklärung entsteht. Eine plastische Formulierung hierfür findet sich bei Rousseau. So gibt es ihm zufolge keine Gleichartigkeit zwischen den beiden Geschlechtern im Hinblick auf das Geschlechtliche. Der Mann ist nur in gewissen Augenblicken Mann, die Frau ihr ganzes Leben lang'."
*(Andrea Maihofer in: Geschlechterverhältnisse und Politik, 1994, S.172)*

Zweigeschlechtlichkeit ist zunächst einmal eine soziale Realität, der sich niemand entziehen kann und die täglich erneuert wird. Menschen scheinen sich immerfort und überdauernd als Frauen und Männer zu konstruieren. Die Geschlechtszugehörigkeit wird demnach interaktiv hergestellt und entsprechend bewertet. Die untergeordnete Stellung der Frau in unserer Gesellschaft begründet sich durch die geschlechtsspezifische Arbeitsteilung; auch heute noch sind es fast immer Männer, die gesellschaftliche Schlüsselpositionen besetzen, Frauen stehen mehrheitlich gering bewertete Berufstätigkeiten offen; die durchgängige Höherbewertung der männlichen Geschlechterrolle kann sogar dazu führen, daß bei steigendem Frauenanteil das Sozialprestige eines Berufes (z. B. LehrerInnen) abnimmt. Die Frage nach der Bedeutung der Arbeitsteilung zwischen Männern und Frauen hängt mit der Funktion der Familie und Hausarbeit zusammen. Unter gegenwärtigen Bedingungen westlicher Industriegesellschaften stellt die Familie die wichtigste Institution der Produktion und Reproduktion der Ware Arbeitskraft dar. Sie ist diejenige Instanz, der die physische und psychische Sorge für die Kinder zufällt und den Erwerbstätiggen jene Bedingungen ihrer materiellen und psychischen Reproduktion bereitstellt, die sie als Ausgleich für die Zwänge der Leistungsgesellschaft benötigen. Hausarbeit als Produktion und Reproduktion von Arbeitskraft und Nachsorge im Alter ist in patriarchalischen Gesellschaften von jeher die Aufgabe der Frauen gewesen. Die kapitalistische Produktionsweise hat sich diese Arbeitsteilung zu eigen gemacht und durch eine Vielzahl institutioneller und ideologischer Maßnahmen abgesichert. Wenn offensichtlich ist, daß die geschlechtsspezifische Arbeitsteilung zum einen wichtige gesellschaftliche Aufgaben (zu Lasten von Frauen) absichert und zum anderen auch mit der Machtausübung und dem Sozialprestige (für Männer) verbunden ist, dann wird es für die Herrschenden notwendig, sie immer aufs neue zu reproduzieren, zu bestätigen und zu legitimieren. Mit diesen Prozessen zur Aufrechterhaltung der gesellschaftlichen Verhältnisse steht in engem Zusammenhang die informelle soziale Kontrolle von Frauen: Über die geschlechtsspezifische Sozialisation, über die Benachteiligung von Frauen in Ausbildung und Beruf, durch ideologische Begründungen und die Einschränkung sozialer Handlungsmöglichkeiten erreicht man, daß Frauen sich im allgemeinen anpassen, den ihnen zugedachten Part übernehmen und ihre Konflikte so bewältigen, daß sie als soziale Problemgruppe nach außen hin wenig in Erscheinung treten.

Das von Goggman entwickelte und auf gesellschaftliche Randgruppen bezogene Stigmatisierungskonzept läßt sich gut auf die gesellschaftliche Situation von Frauen anwenden. Stigma bezeichnet eine Eigenschaft, die diskreditierend ist, mit der weitere, in der Regel negative Zuschreibungen verbunden sind. Nur die Mächtigeren haben die Möglichkeit, eine Stigmatisierung wirksam durchzusetzen; sie äußert sich in Interaktionen. Nach Goffman kann Stigmatisierung funktionieren als ein Mittel sozialer Kontrolle und als ein Mittel zur Ausschaltung von Personen aus verschiedenen Bereichen der Konkurrenz (1975, S.171). Die stigmatisierten Personen internalisieren in der Regel die ihnen zugeschriebenen Merkmale und verhalten sich entsprechend der an sie herangetragene Erwartungen. So scheint es zum Beispiel für Frauen generell schwierig zu sein, die Anforderungen der Berufsrolle mit denen an ihre „Weiblichkeit" zu verbinden. Frauen könne sich beruflichen Ehrgeiz und das Gefühl, sich über ihre Arbeit verwirklichen zu wollen, kaum leisten, ohne von anderen als „unweiblich" betrachtet zu werden. Frauenspezifische Stigmata schränken die Handlungsmöglichkeiten von Frauen ein und erleichtern den Männern die Ausnutzung und Ausbeutung von Frauen. Daß gleichberechtigte Formen des Zusammenlebens einen Bewußtseinswandel sowohl der Frau als auch des Mannes bedingen, wird inzwischen wohl niemand mehr betreiten. Ebenso unwiderlegbar ist jedoch auch, daß ein neues, emanzipatorisches Bewußtsein nicht genügen kann, sondern von sozial-ökonomischen, gesellschaftlichen Umstrukturierungen begleitet sein muß, ja sogar von ihnen

abhängt. Diese Veränderungen erfordern solidarisches Handeln.

*D. Gipser, Professorin für Sonderpädagogische Soziologie im Fachbereich Erziehungswissenschaften I der Universität Hannover*

*Sylvia Groth*

# WENDEOPFER

Die gesellschaftlichen und sozialen Veränderungen seit der Vereinigung Deutschlands schaffen neben ihren positiven Aspekten auch ein Klima von Spannung, Verunsicherung, von Enttäuschung und Verbitterung. Darauf reagieren die Menschen sehr unterschiedlich. Gibt es das „Wendeopfer"? Der Begriff existiert. Aber wer ist durch die Wende zum Opfer geworden?

Ist es der Ostdeutsche, der sich den marktwirtschaftlichen Strukturen immer noch nicht anpassen kann, der unter DDR-Verlust leidet; was bedeutet Verlust der Identität und der Werte des vergangenen Lebens?

Ist es der Ostdeutsche, der starke Existenzängste hat und mit ihnen nicht fertig wird, der sich enttäuscht und resigniert zurückgezogen hat?

Durch Rückzug entsteht Isolation. Dauern Enttäuschung und Resignation an, werden unweigerlich Körper und Seele belastet. Die Reaktionen darauf sind Depressionen und Angstzustände. Diese gehen oft einher mit körperlichen Beschwerden, die aber psychischen Ursprungs sind.

Viele Patienten mit dieser Symptomatik befinden sich zur Zeit in der Median-Klinik Lobenstein/Thüringen. Diese Klinik bietet einen Kuraufenthalt (mindestens 4–6 Wochen) in den Bereichen

Psychosomatik und Orthopädie an. Oftmals haben auch Patienten, die eigentlich eine Rehabilitation für Orthopädie erhalten, Beschwerden, die von einer kranken Seele kommen. So ist es möglich, daß sich die beiden Bereiche innerhalb der Klinik vermischen. Die meisten Patienten haben keinerlei Erfahrung mit Psychotherapie und verweigern sich oft dem Gespräch mit dem Therapeuten.
Im Alltagsverständnis wird die Psychologie mit der Psychiatrie (Lehre von den Geisteskrankheiten) verwechselt. Die Patienten, die „nur" mit körperlichen Beschwerden zu einer Klinikkur kommen, reagieren gekränkt auf den Hinweis, sich einer Psychotherapie zu unterziehen: „Wieso ich? Ich bin doch nicht verrückt!"
Hier wird von seiten der Hausärzte wenig Vorbereitung erfahren. Oft werden nur die Symptome einer Krankheit (mit Medikamenten) behandelt und nicht nach deren Ursachen geleistet. Das wird innerhalb einer Psychotherapie getan. Mittels eines Gesprächs mit dem Therapeuten hat der Patient die Möglichkeit, Abstand zu seinem Alltag und seinen Problemen zu gewinnen. Gemeinsam wird überlegt, wie er mit der realen Situation leben bzw. was er persönlich verändern kann.
Die größte Zahl der psychosomatischen Patienten in der Median-Klinik sind Frauen in der Altersgruppe 45 bis 58. Sie leiden unter körperlichen Beschwerden, unter starken Depressionen oder Angstzuständen. Meist von Arbeitslosigkeit betroffen, sehen diese Frauen tief beunruhigt ihre bisherige soziale und finanzielle Emanzipation schwinden. Mit dem Verlust der Arbeit verlieren sie den Boden unter den Füßen und den Sinn für ihre Existenz. Wie die meisten Ostdeutschen haben auch sie sich über ihre Arbeit definiert, haben nebenbei Kinder großgezogen und für eine Familie gesorgt. Die Kinder sind jetzt erwachsen, die Ehe ist stabil oder geschieden. Nach einem arbeitsreichen und so erfüllten Leben sind diese Frauen nun gezwungen, sich die Sinnfrage zu stellen. Das sind Fragen wie „Was soll nur werden? Was wird die Zukunft bringen? Wie komme ich bis zur Rente finanziell zurecht? Was ist mit meinem Leben?"
Diese Fragen werden gestellt, aber nicht beantwortet. Das bereitet Unsicherheit und Angst. Viele brechen unter diesem Druck zusammen, der Körper versagt den Dienst, die Nerven halten der Belastung nicht stand.
So gerät man in eine soziale Isolation. In diesem Zustand braucht ein Mensch die Hilfe eines anderen. Das kann ein Freund, der Lebensgefährte sein. Wenn auch der nicht mehr zu helfen vermag, kann man die Möglichkeiten der Psychotherapie nutzen.

Frau K., seit 5 Wochen in der Median-Klinik, ist 56 Jahre alt, verheiratet. Ihre zwei Kinder sind erwachsen. Sie hat 37 Jahre lang in einer Möbelfabrik gearbeitet. 1992 hat sie ihre Arbeit durch Abwicklung der Möbelfabrik verloren. Der Arbeitsverlust war ein Schock für sie. Sie fühlte sich am Boden zerstört und ist seit einem Jahr krank. Sie litt unter schweren Angstzuständen. Füße und Hände zitterten ihr und sie traute sich nicht mehr auf die Straße. Durch den Klinikaufenthalt hat sich ihr Zustand gebessert. Hoffnung, jemals wieder eine Arbeit zu finden, hat sie jedoch nicht. Es geht ihr nicht um eine Beschäftigung, diese hätte sie in ihrem Haus und Garten genügend. Sie benötigt eine Arbeit, um in Kontakt mit Menschen zu bleiben.

Frau S., seit 4 Wochen in der Klinik, ist 46 Jahre alt, verheiratet, hat drei Kinder großgezogen und 23 Jahre in einer Schlächterei gearbeitet. Sie hat vor über einem Jahr selbst gekündigt, weil durch Chaos, Streß und unmögliche Arbeitssituation die Identifikation mit ihrer Arbeit abhanden gekommen war.
Nach der Kündigung sah sie durch den Verlust ihrer Arbeit ihre persönliche Lebenssituation in Frage gestellt. Über Jahre angestauter Frust, Enttäuschung und Verbitterung machten sie krank. Ihr Krankheitsbild war eine schwere Depression. Sie konnte nichts mehr mit sich anfangen, nicht mehr kochen, nicht mehr waschen und nur noch mit Schlaftabletten schlafen. Niemals hatte sie daran gedacht, daß ihr so etwas zustoßen könnte. Sie sieht die Ursachen ihrer Krankheit in Angst und Ziellosigkeit und ihrem Unvermögen, damit umzugehen. Jetzt fühlt sich Frau R. wieder gesund. Eine Erkenntnis bleibt ihr: „Sie ist nicht auswegslos – eine solche Krankheit. Die will was sagen. Es war einfach zuviel. Wem so etwas passiert, der muß in sich gehen. Das kann nur er selbst tun."

Die Psychotherapie kann helfen, wieder ins Gleichgewicht zu kommen. Sie kann Lebenshilfe geben, persönliche Alternativen zeigen. Aber sie ist sicherlich überfordert, gesellschaftliche Fehlentwicklungen auszugleichen. Die Psychologie als Gradmesser für den Zustand einer Gesellschaft? Die Fragen bleiben. Wie geht man gesellschaftlich mit Verlust um? Und wie wollen wir in Zukunft unser Zusammenleben organisieren?

*Brigitte Dorst*

# FRAUENGEMÄSSE PSYCHOTHERAPIE

*Im „Fall Dora" beschreibt Sigmund Freud die Behandlung einer jungen 16jährigen Frau, die auf Drängen ihres Vaters zu ihm kam. Dora weigerte sich, mit der befreundeten Familie K. weiter gesellschaftlichen Umfang zu haben. Sie beklagte sich darüber, Herr K. habe sie mehrmals sexuell belästigt.*
*Ihr Therapeut hält Doras Reaktionen für hysterisch, bei einem gesunden Mädchen hätten die Annäherungsversuche des älteren Mannes mit einer positiven Reaktion, mit „sexueller Erregung" beantwortet werden müssen.*
*Sie verleugne ihre Gefühle, in Wirklichkeit sei sie in Herrn K. verliebt, wolle dies aber nicht zugeben, weil sie eifersüchtig und gekränkt sei, weil Herr K. dem Hausmädchen gegenüber ebenfalls Annäherungsversuche gemacht habe.*

Der Fall Dora hat viele Merkmale einer sexistisch bestimmten (mißlungenen) therapeutischen Beziehung:

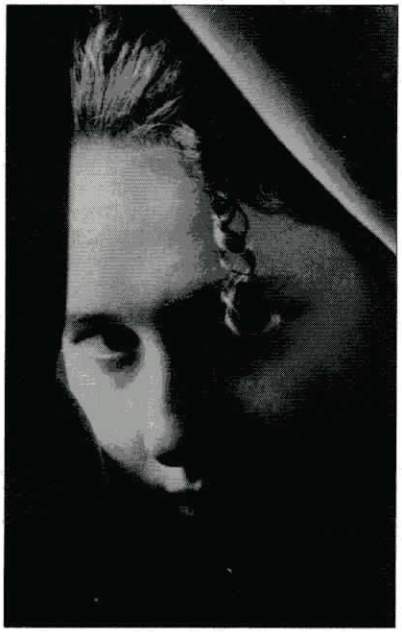
- die Gefühle der jungen Frau werden nicht ernst genommen,
- ihr Analytiker ist sich seiner Voreingenommenheit und seiner Geschlechtsrollenstereotype nicht bewußt,
- er beansprucht die Definitionsmacht über die innere und äußere Realität der jungen Frau.

Würde Ida Bauer, so der wirkliche Name der jungen Frau, heute leben, hätte sie mehr Chancen, eine Therapeutin zu finden, die ihr in bezug auf die sexuelle Belästigung und ihre Gefühle der Abneigung Glauben schenken würde. Die Erfahrung von Frauen, von männlichen Therapeuten nicht verstanden zu werden, ist einer der Ausgangspunkte feministischer Therapie.
Ich möchte in meinem Beitrag einige kritische Anmerkungen zum Verhältnis von Frauen und Therapie machen, möchte Chancen und Gefahren dieses Weges für Frauen verdeutlichen und möchte durch Beschreibung der Ansatzpunkte, Anliegen und Fragen der feministischen Therapie aufzeigen, wie frauengemäße und frauengerechte Therapieformen sein müssen.

**Frauen – das kranke Geschlecht?**
Frauen sind in der Mehrzahl Klientinnen und Patientinnen von Therapeuten und Beratern, sie füllen die Kliniken und psychotherapeutischen Praxen, beschäftigen Ehe- und Lebensberatungsstellen, nutzen in großer Mehrzahl das Angebot der Telefonseelsorge.
Bei den sozialpsychiatrischen Diensten ist das Geschlechterverhältnis der Klientel 4:1, zwei Drittel aller Patienten in psychosomatischen und psychotherapeutischen Kliniken und Einrichtungen sind weiblich. Die Verschreibungsstatistiken verdeutlichen, daß Frauen doppelt so häufig Psychopharmaka verordnet werden wie Männern. Zahlreiche Arztbesuche enden damit, daß Frauen ein entsprechendes Rezept überreicht wird. Damit werden Frauen zu den besten Kundinnen der Pharmaindustrie.
Es scheint: Frauen sind das kränkere, das behandlungsbedürftigere Geschlecht. Dies scheinen auch die epidemiologischen Untersuchungen und Statistiken zu bestätigen.
Frauen erkranken weltweit doppelt so häufig an Depressionen. Mit großer Selbstverständlichkeit scheinen Frauen bereit zu sein, sich selbst als das Problem zu betrachten, sich selbst für krank, nicht normal, gestört, schuldig, belastend für andere zu definieren und den Weg der Veränderungen durch individuelle Therapie und durch Arbeit an sich zu suchen.
Aber: es läßt sich auch ganz anders sehen! Die Krankheits- und Behandlungsstatistiken sprechen für die größere Sensibilität von Frauen für ihr körperliches und seelisches Befinden, sie sprechen für ihre höhere Bereitschaft und für ihren Mut, sich mit Symptomen, Störungen, Schwierigkeiten, mit Gefühlen und Ängsten überhaupt auseinanderzusetzen und sich zu konfrontieren mit Krisen und Lebensproblemen.
Für manche Frauen, die heute Hilfe in der Psychotherapie suchen, ist der Zusammenhang zwischen ihren „Symptomen", also dem, worunter sie leiden, und ihrer gesamten Lebenssituation nicht deutlich.
Die fatalen Folgewirkungen der geschlechtsspezifischen Sozialisation, die Einengung und Einschränkungen gesellschaftlich bestimmter Rollen und Rollenerwartungen, die vielfältigen Kränkungen, die für Frauen mit einem Leben in einer immer patriarchal geprägten Gesellschaft verbunden sind, sind nicht erkennbar oder nur diffus erspürbar. Kränkungen machen krank!
Und zum anerzogenen „falschen weiblichen Selbst" gehören auch spezifische Formen der Wahrnehmungsverzerrung

und Blindheit, für sich selbst und für ihre Umwelt.
Kritisch ist zu fragen: Fördert nicht die Psychotherapieszene die übermäßige Bereitschaft von Frauen zum Leiden, zur Übernahme von Verantwortlichkeit, von Schuld und Versagen?

**Feministische Therapieansätze**
Auch die Psychotherapie ist in weiten Bereichen noch immer bestimmt vom Primat des Männlichen, von männlicher Weltsicht. Es gibt bedeutende Väter und Söhne, Mütter und Töchter führen weitgehend ein Schattendasein, was ihre Arbeiten und theoretischen Erkenntnisse betrifft. Und der androzentrische Blick auf die Frauen, „das verrückte Geschlecht" *(Ph. Chessler, in: „Frauen das verrückte Geschlecht", Reinbek 1977)*, bedeutet vielfach Entwertung der weiblichen Psyche, der weiblichen Sexualität, er spiegelt das allgemeine Bild von der Minderwertigkeit und Zweitrangigkeit und dem defizitären Mensch-Sein der Frauen, auf dem die patriarchale Kultur insgesamt beruht.
In der feministischen Psychotherapie als einer kritischen Psychologie sind Frauen und nicht der Mensch an sich oder der Mann Ausgangspunkt des Denkens und Handelns; Frauen mit ihren historischen Erfahrungen des Leidens, ihrem psychischen, geistigen und körperlichen Unterdrückt-Sein, ihrer Reduzierung und Beschränkung auf ein von Männern zugemessenes Maß. Es geht daher zunächst um das Aufzeigen des Sexismus in der Psychologie und ihren Anwendungen, um die Unterschiede zwischen den männlichen Projektionen über das Weibliche und dem existentiell erfahrenen Frau-Sein sowie den Selbstaussagen von Frauen, die in den Ergebnissen der heutigen Frauenforschung sichtbar werden.
Feministische Psychotherapie will die Zuständigkeit für das eigene Leben und die eigene Psyche für Frauen zurückgewinnen, so wie die § 218-Bewegung für die Selbstbestimmung und das Recht auf den eigenen Körper und auf seine Würde kämpft.
Dabei ist auch für viele heutige Frauen in Vergessenheit geraten, daß es bei der Therapie um ein altes weibliches Erbe geht. Viele Jahrhunderte gehörte das Heilen in einem ganzheitlichen Sinne zu den Künsten und zum Wissensbereich der Frauen. Die Geschichte der weisen Frauen, der Heilerinnen, der Hexen und Hebammen, die Wurzeln der weiblichen Heilkunst, sind in den letzten Jahren erst wieder ausgegraben worden, und in der Tat handelt es sich bei dieser Art der Geschichtsrekonstruktion um Ausgrabungen, um eine „Psychoarchäologie der Wiedergewinnung des matriarchalen Bewußtseins" wie G. Weiler bereits 1987 feststellte.
Im Laufe der Geschichte sind Frauen auch aus der Heilkunst verdrängt worden, besonders kraß ist dies auch heute noch in der Gynäkologie, die zu 80 % von Männern betrieben wird.
Medizin und Psychotherapie, Heilkunst und die dazugehörigen Berufe und Institutionen wurden zur männlich beherschten Domäne, in der Frauen nur in untergeordneten Hilfsfunktionen zugelassen wurden, als Helferinnen, Pflegerinnen, Krankenschwestern usw. Da allerdings waren und sind sie unentbehrlich. Feministische Psychotherapie ist ein Suchen und Wiederfinden von dem, was verloren gegangen ist an Heilwissen, an Zuständigkeit, an weiblicher Kompetenz.
Die therapeutische Macht umfaßt nicht nur die Wegbegleitung in Krisen und die Fähigkeit des heilenden Einwirkens, sondern auch die Macht des Diagnostizierens, die Definitionsmacht der Bestimmtheit und Zuschreibung von Krankhaftem und Normabweichendem.
Amerikanische Untersuchungen über die Einstellungen von Therapeuten zum Ideal weiblicher Gesundheit haben nachgewiesen, daß Frauen vor allem nachgiebiger, abhängiger, leicht beeinflußbar und verletzbar und vor allem als weniger aggressiv angesehen wurden als der gesunde Mann. Hier ist vor allem zu verweisen auf die grundlegende Unter-



suchung von I.K. Broverman *„Sex-role stereotypes und clinical judgement of menthal health"* (in: J. consult. psychol. 34(1970), S. 1–7); die durch spätere Untersuchungen mehrfach bestätigt wurde. Frauen wurden von männlichen Therapeuten oft nicht als eigenständige, erwachsene Personen behandelt: Familienorientierung, Unmündigkeit und Selbstbeschränkung war die von ihnen geforderte Norm. Die Gültigkeit dieser Ergebnisse wurde auch in Replikationsstudien (z. B. Sherman, 1980) erneut bestätigt. Frauen machten und machen wie Ida Bauer immer wieder die Erfahrung, daß sie von männlichen Therapeuten einfach nicht verstanden wurden und die Ziele der Therapie vor allem der Anpassung bzw. der Wiederanpassung an tradierte Rollen und Lebensmuster dienten. Therapien scheiterten an der Unmöglichkeit, weibliche Erfahrungen und Veränderungswünsche in ein starres männliches Weltbild zu vermitteln.

Auch dies waren und sind Ansatzpunkte der feministischen Therapie.Feministische Psychotherapie geht von einem spezifischen Verständnis der Probleme von Frauen aus. Sie versteht und diagnostiziert die Leiden der Frauen im Entfremdungszusammenhang weiblicher Lebenssituationen: Sie begreift diese nicht einfach als individuelle Störungen oder persönliches Versagen, sondern auch als Ausdrucksform gesellschaftlicher Verhältnisse.

Ziel der feministischen Therapie ist daher die Befreiung und Entfaltung des gesamten Lebens- und Energiepotentials, das in Frauen verborgen und unterdrückt ist. Sie beschäftigt sich daher mit der psychischen Entwicklung von Mädchen und der Bedeutung der Mütter für die Töchter, mit den Kränkungen des weiblichen Ich, den Brüchen, Ängsten und Verlusten, die im Prozeß der Entwicklung zur Frau entstehen.

Namentlich die frühe Mutter-Kind-Beziehung ist in zahlreichen Arbeiten zentrales Thema. „Zumindest im Psychischen besteht ein Matriarchat vor dem Patriarchat. Die Abwehr dieses Matriarchats geht durch die Unterdrückung und Entwertung der Frau und Usurpierung ihrer Potenz vor sich, wie es auch in der klassischen psychoanalytischen Theorie über die weibliche Entwicklung geschieht", schrieb M. Gambaroff 1984 in: „Utopie der Treue", Reinbek, S. 29. Aber auch die frühe Mutter-Kind-Beziehung spielt sich nicht in einem luftleeren Raum ab, sondern wird von Anfang an selbst wesentlich geprägt durch das Beziehungsumfeld der patriarchalen Gesellschaft.

Die klassische Psychoanalyse beinhaltet vor allem Aussagen über Weiblichkeit aus einer männlichen Perspektive. Sie ermöglicht keine adäquaten Aussagen über die Entwicklung weiblicher Identität.

Ihre Grundaussagen sind jedoch so ausführlich und gründlich der feministischen Kritik unterzogen worden, daß ich mir weitere Ausführungen hierzu spare und nur auf Autorinnen wie K. Millet, J. Mitchel, C. Hagemann-White, M. Mitscherlich-Nielsen und C. Rhode-Dachser verweise, die in ihrer kritischen Sichtung psychoanalytischer Weiblichkeitsentwürfe zu dem Schluß kommen, „daß die Psychoanalyse als patriarchal geprägte Wissenschaft (...) mit ihren Setzungen des Weiblichen auf weite Strecken das bestehende Herrschaftsverhältnis zwischen den Geschlechtern affirmiert und ideologisch unterminiert" hat.

Feministische Therapie ist keine spezifische Therapieform. Die Unterschiede in den verschiedenen therapeutischen Orientierungen, den tiefenpsychologischen Schulen, den verhaltenstherapeutischen Richtungen, der Gesprächspsychotherapie, Gestalttherapie und anderen Methoden aus dem Bereich der Humanistischen Psychologie sind nicht verwischt, und je nach Ausbildung, Überzeugung und Erfahrung arbeiten Feministinnen mit den verschiedenen Methoden.

Gemeinsam ist allen feministischen Therapieformen jedoch der Rekurs auf ein feministisches Erkenntnisparadigma, das die psychosoziale Rolle der Frau in einem von Männern beherrschten Lebensraum miteinbezieht und den Zusammenhang erhellt zwischen der psychischen Realität der einzelnen Frau, ihrer Innenwelt und der patriarchalen Außenwelt, die sie beeinflußt und formt von früher Kindheit an. Ich bin der Meinung, daß potentiell alle Therapiemethoden und Heilpraktiken für die Arbeit mit Frauen nutzbar gemacht werden können, wobei die Aufgabe bleibt, das implizite Frauenbild der zugrundeliegenden Theorien auf ihren Ideologiegehalt hin kritisch zu überprüfen und entsprechend zu verändern.

Feministische Therapie hat auch neues zu entwickeln, z. B. für die Arbeit mit Frauen mit Eßstörungen, spezifische Formen von Beratung und Hilfe für vergewaltigte und mißhandelte Frauen, für Frauen mit Mißbraucherfahrungen, insgesamt ein neues Gesundheits- und Krankheitsverständnis. Die Psychosomatik des Weiblichen aus der Sicht der

Frau überhaupt muß noch entwickelt werden, ebenso Theorien über die Entwicklung weiblicher Identität, einschließlich lesbischer Identität.
Feministische Therapie ist Hilfe für Frauen, für sich selbst und andere wieder sichtbar und vollständig zu werden. Die gesellschaftliche Unsichtbarmachung hat ja auch dazu geführt, daß Frauen sich selbst nicht mehr sehen, fühlen und verstehen konnten.
Feministische Therapie ist für mich die Antizipation einer Kultur, in der Frauen selbst etwas Nährendes, Tröstendes und Tragendes erfahren, etwas, das gerade erwachsenen Frauen und Müttern oft so bitter nötig fehlt.
„Es war so entsetzlich, als meine Kinder klein waren und ich mich nur noch fühlte wie eine Suppenschüssel, aus der alle immer nur löffelten und schöpften und ich selbst innerlich fast zugrunde ging dabei", so beschrieb eine Frau ihre Situation, bevor sie sich selber zugestand, Unterstützung zu brauchen und den Mut aufbrachte, in eine therapeutische Frauengruppe zu gehen.
Für mich ist feministische Psychotherapie fachlich und politisch eine Notwendigkeit in der Auseinandersetzung um ein Frauenbild, in dem Frauen sich selber erkennen können, im Kampf um die therapeutische Macht und Zuständigkeit, in der therapeutischen Alltagsarbeit, der Aufarbeitung zugefügter Beschädigungen durch patriarchale Lebensbedingungen – auch wenn dies zunächst „nur" Veränderungen auf der Ebene des Individuums sind. Es gilt m. E. aber auch hier der bekannte Satz der Frauenbewegung: das Persönliche ist politisch. Nicht nur die Tiefenpsychologie war lange Zeit blind für die spezifischen Beschädigungen der weiblichen Psyche durch das Patriarchat als vorgefundene Lebensbedingung.
Die dafür typischen Probleme von heutigen Frauen sind noch immer:
- die Verinnerlichung des patriachalen Bildes der weiblichen Minderwertigkeit,
- Ängste vor Autonomie und Unabhängigkeit,
- Schwierigkeiten von Frauen, eigene Wünsche und Bedürfnisse zu erkennen, zu äußern und auf deren Berechtigung zu bestehen,
- Formen der Überangepaßtheit,
- die Unfähigkeit, nein zu sagen zu Fremderwartungen, die an sie gerichtet werden,
- die verinnerlichten Zwänge des Mut terns, d.h., nur in Beziehung treten zu können über die Form des Sorgens für andere,
- Beschädigungen des weiblichen Selbstwertgefühls durch die erlittenen vielfältigen Formen von direkter und struktureller Gewalt und Unterdrückung,
- Hilflosigkeit als erlernte Lebensstrategie,

insgesamt ein mangelndes Bewußtsein der eigenen Kraft, Stärke und Identität und die mangelnde Freude am Leben als weiblicher Mensch.
In vielen Frauengruppen und mit Hilfe zahlreicher Therapieformen wird heute an diesen Beschädigungen gearbeitet.
Feministische Therapie bezieht sich in besonderer Weise auf die Ergebnisse der Frauenforschung und ihre Erkenntnisse über die psychischen Folgen der Benachteiligung von Frauen in materieller, kultureller und sozialer Hinsicht. Die Auswirkungen der gesellschaftsspezifischen Sozialisation, soziologische Rollenanalyse, sozialpsychologische Erkenntnisse über Minderheiten, die auch für Frauen zutreffen, wie z. B. Identifikationen mit dem Aggressor, Selbsthaß und Selbstablehnung, Mißtrauen gegenüber Mitgliedern der eigenen Gruppe können hier stellvertretend für eine Reihe an zugrundeliegenden Theorien genannt werden.
Einem feministischen Beratungs- und Therapieansatz liegen vor allem folgende Werte zugrunde:
- die persönliche Autonomie von Frauen in allen Bereichen ihres Lebens,
- das Selbstverständnis und die Selbstdefinition von Frauen,
- die Betonung der Selbstverantwortung für eigene Handlungen,
- die Wertschätzung weiblicher Fähigkeiten und Kompetenzen, insbesondere der Beziehungsfähigkeit von Frauen,
- eine neue Sichtweise weiblicher Sexualität als Form, eigene Wünsche und Bedürfnisse zu entdecken und zu leben.

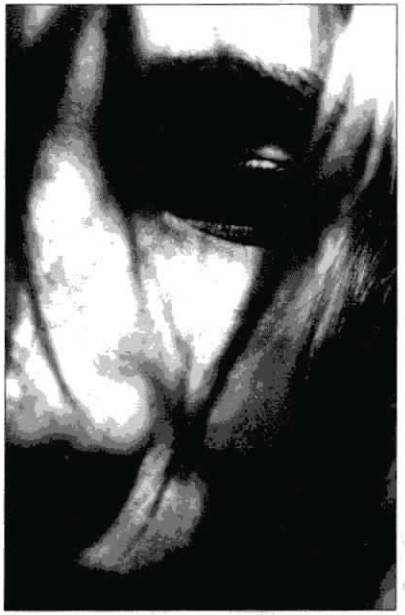
Besondere Aufmerksamkeit kommt in vielen feministischen Therapieansätzen der Auseinandersetzung mit dem weiblichen Körper zu.
Der Reduzierung auf den weiblichen „Dienstleistungskörper", der für viele Zwecke verfügbar ist, wird ein Wiederfinden der leiblichen Identität als Leib, der ich bin, als Einheit und Ganzheit von Körper, Geist und Seele entgegengesetzt.
Für zahlreiche Frauen ist ihr eigener Körper bewußt und unbewußt ein abgelehntes Objekt, der Ort der Traumatisierung und Selbstunterdrückung. Insbesondere die modernen Körpertherapien

haben hier das Ziel, Frauen zu helfen, sich mit ihrem Körper wieder anzufreunden, im Körper wieder zu Hause zu sein, sich selbst auch in ihrer Körperlichkeit anzunehmen und lieben zu lernen.

**Gefahren und Gefährdung durch Therapie**

Aber: nicht jede Therapie, auch nicht jede Psychotherapeutin arbeitet entsprechend dem hier aufgezeigten feministischen Paradigma.
Fragen wir uns also zum Schluß:
Wie muß Psychotherapie sein, damit sie frauengerecht ist bzw. frauengemäß ist, also die Frau selbst Maß nimmt, und unter welchen Bedingungen kann Psychotherapie für Frauen schädlich sein?
Psychotherapie ist dann nicht frauengemäß, wenn sie sich ausschließlich konzentriert auf intrapsychische oder interpersonale Konflikte und den gesell schaftlichen Kontext, der diese Konflikte mit verursacht, außer acht läßt, sich also beschränkt auf eine individuelle Pathologie.
Psychotherapie kann dann gefährlich sein für Frauen, wenn ihre Therapeuten und Therapeutinnen die kulturellen Geschlechtsrollenstereotypen selbst verinnerlicht haben und bewußt/unbewußt ihre Vorstellungen von „Normalität" und „gesunder Weiblichkeit" daraus ableiten. Dies gilt insbesondere dann, wenn die Therapeuten und Therapeutinnen ein mysogynes Frauenbild haben, die entsprechenden impliziten Aussagen und Bilder ihrer eigenen Therapiebildung und ihre Theorien nicht hinreichend reflektiert werden.
Therapien sind dann schädlich, wenn sich im therapeutischen Setting das fatale „Arrangement der Geschlechter" (D. Dinnerstein, 1979) wiederholt, in dem sich Männer oder männeridentifizierte Therapeutinnen des Seelenlebens von Frauen deutend, definierend, interpretierend bemächtigen, eine Frau also nicht zu authentischen Selbstaussagen gelangen kann.
Jede Frau ist zunächst einmal eine Expertin für ihr eigenes Selbst. Dieses Bewußtsein und diese Zuständigkeit ist zu stärken und damit auch das Gefühl für die Einmaligkeit und Einzigartigkeit jeder Frau.
Die Ressourcen der Frau im Sinne der Hilfe zur Selbsthilfe sind zu fördern und zu aktivieren, in der übenden Bewältigung von Angstssituationen, im Aufgeben selbstschädigender und selbstbeschränkender Lebensmuster, im Verständnis des eigenen Innenlebens, der Träume usw.
Kurz: Therapien sind schädlich, wenn sie Expertenabhängigkeit und Expertenmacht fördern und Defizitorientierung bei Frauen verstärken, und sie aus Frauen nur gute dankbare Patientinnen machen.
Auch die narzißistische Ausbeutung von Patientinnen nach dem Muster: bewun-

derter Vater – liebe passiv-abhängige Tochter, Märchenprinz und Aschenputtel, Retter und Opfer oder in der Gruppentherapie der Therapeutenstar und sein weiblicher Fan-Club sind schädigend für Frauen.
Frauen betreiben dabei das unbewußte Spiel des „Unterfunktionierens", „den Therapeuten zu schützen und ihm das Gefühl von Bedeutung zu vermitteln" (in: Das mißdeutete Geschlecht, H. Lerner, Stuttgart 1991) ein Spiel, das Frauen nicht selten auch mit ihren Partnern spielen. Ich glaube, daß diese Gefahren bei männlichen Therapeuten größer sind als bei weiblichen.
Therapien sind besonders schädlich, erneut traumatisierend und zerstörerisch, wenn Therapeuten Grenzüberschreitungen bis hin zum sexuellen Mißbrauch in der Therapie begehen. Daß auch dies keine beklagenswerten seltenen Ausnahmen sind, wird mittlerweile immer deutlicher, in dem Maße, wie betroffene Frauen das Schweigen brechen. Es ist die Aufgabe von Therapeuten und Therapeutinnen, einen sicheren Raum ohne Grenzüberschreitungen zu gewährleisten.
Psychotherapie ist schädlich, wenn sie die Wut und den gerechten Zorn und den Kampf von Frauen gegen die Zumutungen der traditionellen Geschlechtsrolle als neurotische Fehlentwicklung interpretiert oder als Abwehr (intrapsychische Konflikte) pathologisiert.
Wut und Zorn können sehr heilsame Kräfte sein, z. B. im Umschlag aus einer selbstzerstörerischen Depression in eine nach außen gerichtete, selbstbehauptende und gesunde Aggression.
Therapien sind aber auch dann schädlich, wenn sie Ersatzfunktion bekommen, wenn sie zu Nischen und Fluchtburgen werden, zur schönen heilen Welt Therapie, in der es so viel besser ist, als in der patriarchalen Welt draußen, wenn Therapien also den Rückzug aus den sozialen Beziehungen des Alltags fördern, weil frau sich in der Therapie so viel besser verstanden, akzeptiert und anerkannt fühlt.
Von Therapeutinnen und Therapeuten, die mit Frauen arbeiten, ist eine Form von professioneller Parteilichkeit zu fordern, die ein adäquates Maß an Nähe und Distanz zur Klientin gewährleistet. Geschlechtsneutrale Therapie ist nicht hinreichend. Professionelle Parteilichkeit bedeutet eine reflektierte Haltung der Aufgeklärtheit über die realen Geschlechterverhältnisse einer patriarchalen Gesellschaft. Sie verlangt ein hinreichendes Maß an eigener Emanzipation, denn man kann nur soweit therapeutisch begleiten, wie man selbst in der eigenen Entwicklung gekommen ist.
Ob eine Therapie hilfreich ist oder nicht, hängt vor allem ab von der Qualität der therapeutischen Beziehung.
Zusammenhänge zwischen Therapieerfolg und Therapiebeziehung sind in zahlreichen empirischen Untersuchungen belegt worden. Die Qualität der therapeutischen Beziehung zählt zu den am besten bestätigten Wirkfaktoren von Therapie. Sie muß Frauen in der Rolle der Klientin oder Patientin vor allem Wertschätzung, Akzeptierung, Empathie und Anerkennung als Frau vermitteln. Dies bedeutet für Therapeuten und Therapeutinnen, mit ihrer Beziehungskompetenz und mit ihrer therapeutischen Macht so umzugehen, daß sich nichthierarchische, an Egalität ausgerichtete Formen von Zusammenarbeit entwickeln können, die Frauen nicht zu erneuten Strategien von Abhängigkeit, Unterwerfung und Selbstverrat nötigen, die sie in ihrer Persönlichkeitsentwicklung weiter blockieren.
Für mich bedeutet Therapie eine Form der Wegbegleitung und die Ermöglichung einer Situation, in der Frauen im Sinne einer zweiten Geburt sich selbst ins Leben gebären können, die zu werden, die sie sind. Dieser Prozeß wird in der Jungschen Psychologie Individuation genannt. Diese Erfahrungen immer wieder Geburtshelferin sein zu dürfen, machen für mich das Numinose und Beglückende meines Berufes als Therapeutin aus.



*Gaby Sohl*

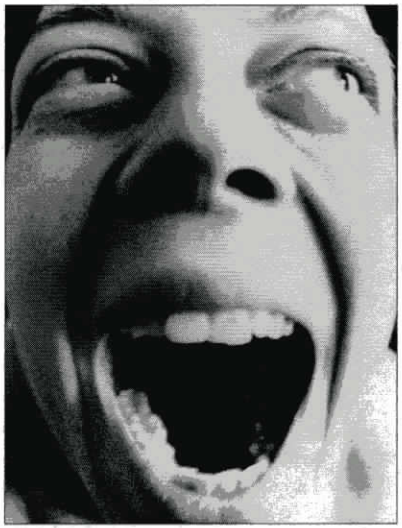
# WOHIN (ENT-)FÜHRT DIE SCHLEICHENDE PSYCHIATRISIERUNG...

**... von Alltag und feministischer Therapie?**

Psychiatrische Diagnosen erobern seit einigen Jahren verstärkt die feministische Bühne der „Neuen Heimat: Therapie". Im Zuge einer breitgefächerten, macht-bewußten Professionalisierung hat sich die nberwiegende Mehrheit feministischer Therapeutinnen inzwischen eingerichtet in den Differentialdiagnosen des psychiatrischen Klassifizierungssystems der „psychischen Krankheiten". Diese Entwicklung hat sich schleichend, aber gründlich vollzogen. Wenn ich an dieser Stelle für eine erneute öffentliche politische Diskussion der offensichtlichen Standortveränderung feministischer Therapie plädiere, so tue ich dies auf dem Hintergrund einer mehrjährigen Tätigkeit in verschiedenen psychiatrischen Kliniken und Projekten in den USA und in Westdeutschland, vor allem aber auch auf dem Erfahrungshintergrund der langjährigen Arbeit in einer Krisenberatung für suizidgefährdete Menschen und – last but not least – meiner derzeitigen Tätigkeit als „Öffentlichkeitsarbeiterin" für Wildwasser Bielefeld, die mir die Konzeptionierung, Koordination und Dokumentation des ersten deutschen Kongresses zum Thema „Multiple Persönlichkeiten" beschert hat.

Dieser „Grenzgängerinnen"-Kongreß ist im nachhinein sicherlich als ein wichtiges Ereignis gegenwärtiger Frauenpolitik zum Thema sexuelle Gewalt und der sogenannten psychischen Krankheiten zu betrachten – alle Fraktionen kamen zu Wort: die betroffenen „multiplen" Frauen, die Therapeutinnen, die Frauenforscherinnen, die Psychiaterinnen, die Antipsychiatrie, die autonomen Frauenprojekte in ihrem Spagat zwischen Selbsthilfe und Professionalisierung. Aufgrund dieser explosiven Mischung hat der Kongreß natürlich auch heftige Debatten entfacht über „den richtigen Weg" der Diagnostik, der Therapie, der politischen Kampfrichtung. Daß Therapie (für beide Seiten des Beratungstisches) heute den tonangebenden Platz der Frauenpolitik im Feld der sexuellen Gewalt einnimmt, wurde im Laufe dieses Kongresses oftmals auch schmerzhaft deutlich.
Sehnsucht, Leid, aber auch der Kampfeswillen der betroffenen Frauen für ihre eigene psychiatrische Diagnose, die multiple Persönlichkeitsstörung, wurden ebenso unmißverständlich spürbar wie die Zersplitterung und Entpolitisierung der Therapeutinnen im Umfeld sexueller Gewalt. Die Hoffnung auf einen Namen für ihre Identität, die Hoffnung auf adäquate Hilfe als zwangsläufige Folge der „richtigen Diagnose", läßt viele „multiple" Frauen die damit einhergehende Stigmatisierung sozusagen „in Kauf nehmen". Frauen müssen schließlich immer einen Preis bezahlen für tatsächliche Aufmerksamkeit. Diese Dynamik patriarchaler Gesellschaften ist Multiplen Frauen nur zu gut bekannt. Was aber Diagnosen nun einmal immer anrichten – nämlich die Vollendung einer Spaltung zwischen „behandelnden ExpertInnen" und jenen „als Kranke handelnde" und somit nur „bedingt zurechnungsfähigen" Frauen – diese Spaltung und Ausuferung der Machtdimension hat die Diagnosemühle auch im feministischen Kontext vorbereitet; der frauenbewegte Zusatz zur MPS-Diagnose (aber auch etlichen anderen Diagnosen), daß sexuelle Gewalt als Ursache dieser „Krankheiten" anzusehen ist, ändert absolut nichts an der politisch fatalen Aufspaltung in „tätige ExpertInnen" und „behandelte Opfer".
Die JournalistInnen hatten dies viel eher und gründlicher erfaßt als die autonomen Frauenprojekte: Diese warfen alle gesellschaftspolitische Kritik aus ihren oft seitenlangen Berichten heraus und fragten einstimmig immer das gleiche – „Was ist das für ein neues Krankheitsbild? Wie interessant, daß die Frauen oft so unauffällig leben! Welche Expertinnen können Sie mir denn empfehlen?"
So mußte ich mir im nachhinein schweren Herzens eingestehen, daß ich selbst mitgewirkt habe an der Verbreitung dieser Diagnose, obwohl mir alle psychiatrischen Diagnosen schon immer zutiefst zuwider waren – und zwar im besten Glauben, daß alles ja ganz anders wird, wenn wir darum kämpfen, (sexuelle) Gewalt endlich als Ursache akzeptiert zu wissen im psychiatrischen und therapeutischen Gesundheitssystem. „So eine Diagnose" kann dann doch wohl kaum schaden ...
Dieser Glaube aber ist ein fataler Trugschluß. Psychiatrische Diagnosen bleiben psychiatrische Diagnosen – was immer wir „feministisch" in sie hineinzubauen beabsichtigen, wird letztlich zum Bumerang für die feministische

Politik, weil wir plötzlich zu „Mittäterinnen" geworden sind im Hinblick auf die Pathologisierung anderer Frauen, gerade jener Frauen, die patriarchale Gewalt oftmals in ihrer schärfsten Form erlebt haben.
Im folgenden werde ich meine heutige Position der Forderung nach einer radikal antipsychiatrischen Rück-Besinnung feministischer Politik und Therapie in gebotener „Zeitungs-Kürze" schildern, auch mit einiger polemischer Würze versehen (die manchmal notwendig scheint zum Wachrütteln aus allseitiger therapeutischer Trance) als Antwort auf den Status-Quo gegenwärtiger feministischer Therapie.
Qualifiziertere Hilfe, Professionalität und 'die pragmatische Nutzung' der Machtinstitutionen des Gesundheitssystems – diese drei Stichworte beherrschen die Verteidigungsrede von der frauenpolitischen Legitimität einer weitreichenden Anpassung an die Kontrollinstanz Psychiatrie, die in den Anfängen der Frauenbewegung noch heftig bekämpft wurde (gemeinsam mit der Antipsychiatriebewegung), da sie psychisches Leiden grundsätzlich pathologisiert, insbesondere Frauen stigmatisiert, entmündigt (im wahrsten Sinne des Wortes), einsperrt und ihnen „chemische Knebel" verpaßt. Viele psychiatrische Diagnosen zementieren ein Zerrbild „der Krankheit Frau"; diese Einsicht wurde zur kollektiven Erkenntnis fnr die Frauenbewegung in den 70er Jahren.
Heute hat sich die Mitwirkungsbereitschaft von Feministinnen innerhalb dieses Systems drastisch verändert – die gesellschaftlichen Grundfunktionen der Psychiatrie allerdings haben sich keineswegs verändert, auch wenn viele Verbesserungen und Entbrutalisierungen durchaus stattfanden. Im Kern der jetzt noch weitaus alltagsprägender verzweigten, engmaschigeren Gemeindeinstitution Psychiatrie, hat sich gar nichts verändert: (Zwangs-)Einweisung in (heute hübsch modern verputzte) Anstalten, Psychopharmaka als Non-plus-ultra „Medizin", (die manche Kritiker als das „Agent Orange" im Krieg gegen die



Ver-rückten bezeichnen), Eletroschocks, Fixierung (d. h. die Fesselung ans Bett mit Bauch-, Arm- und Beingurten) und minutiöse Überwachung aller Lebensregungen im Anstaltsalltag sind nach wie vor die Säulen auch der „fortschrittlichen Sozialpsychiatrie". Zur Anwendung kommen all diese Praktiken der vorgeblichen „Hilfe zur Heilung" nur über eine zentrale Schaltstelle: die psychiatrische Diagnose. Niemand könnte, dürfte so menschenverachtend „behandelt" werden, wie es auch heute noch Praxis in psychiatrischen Einrichtungen ist – ohne die „Eintrittskarte" der psychiatrisch-medizinischen Diagnose.
Deshalb wird im therapeutischen Alltag die Praxis im Umgang mit psychiatrischen Diagnosen zur Grundsatzfrage; im Kontext der feministischen Therapie, die schließlich als politisch motiviertes „Befreiungsforum" sich entwickelte aus den schlicht individualisierenden Psychotechniken der traditionellen Psychologie – im Kontext dieser Errungenschaft der Frauenbewegung wird die Haltung zur Diagnostik m. E. zum Prüfstein feministischer Politik.
Ich bin der Meinung, daß die feministische Politik im Grunde genommen mit Pauken und Trompeten, vor allem aber vielen (berechtigten!) Klageliedern im Beratungssessel versackt ist; und im Beratungssessel selbst hat eine zusätzliche „Zeitenwende" stattgefunden, ein mittlerweile eindeutiger Wandel auch innerhalb der feministischen Therapie, der sich am deutlichsten festmachen läßt an eben dieser Akzeptanz, sogar der vorangetriebenen Ausweitung psychiatrischer Diagnostik – im Namen der qualifizierten Professionalisierung.
Gefördert, letztlich getragen wird diese Anpassung auch ehemals radikaler Feministinnen und die wachsende Liebe zur „Psycho-Detektiv-Arbeit" durch eine allgemeine Psychologisierung und Psychiatrisierung des Alltags, die mittlerweile in fast jedes Bewußtsein hineingreift. Die Bereitschaft, überall „Störungen", „Krankheiten", „Defizite", „Defekte" etc. zu „entdecken" – an sich und an anderen – ist ein Phänomen

moderner Zeit, das im Rahmen der westlichen Datengesellschaften mit ihrem Ziel der „gläsernen BürgerInnen" bedrohliche Züge in einem bisher ungekannten Ausmaß annimmt. Und an dieser „Bewußtseinskontrolle" stricken auch Feministinnen inzwischen fleißig mit.
Kaum eine namhafte Psychotherapeutin ist heute noch auffindbar, die sich bewußt und konsequent der psychiatrischen Diagnostik und dem Klinik(un)wesen verweigert. „Wir müssen pragmatisch handeln!" sagen die einen – ohne Diagnose kein Krankenkassengeld für die Therapie, heißt das im Klartext.
Diese Erklärung hat die Fakten auf ihrer Seite, sie zieht immer – *vor allem aber zieht sie inzwischen die politische Stoßkraft der gesamten Frauenbewegung (insbesondere den Kampf gegen die sexuelle Gewalt)* in das äußerst klebrige, pathologisierende Netz der psychiatrischen Krankheiten.
Feministinnen jonglieren heute freimntig mit Diagnosen wie „Borderline-Störung", „Multiple Persönlichkeits-störung" – und sagen dann entschuldigend: „So wie die klassische Psychiatrie meine ich diese Diagnose natürlich nicht." Gerät eine Frau – mit diesen Diagnosestempeln – in die Mühlen der Gesundheitsinstitutionen, wird sie schnell erfahren, daß es den Kliniken, den Ärzten, den Ämtern herzlich egal ist, wie „ihre Therapeutin" die Diagnose gemeint" hat ... sie wird so behandelt wie alle „psychisch Kranken" in unserer Gesellschaft behandelt werden, als „Kranke" eben und als „potentiell Unzurechnungsfähige". Daß Menschenrechte auch heute in der Psychiatrie – und in vielen psychosomatischen Kliniken – mit Füßen getreten werden, wird in sporadischen Zeitungsartikeln selbst

für „NormalbürgerInnen" immer wieder mal deutlich. Die Hoffnung bleibt aber: In den ambulanten Psychotherapien ist alles ganz anders! Wirklich?
Wohin schicken – auch feministische Therapeutinnen – ihre Klientinnen in „Krisensituationen"? Natürlich in die Psychiatrie ... „weil es ja nichts anderes gibt!" In der Tat – nur warum wird für diese anderen (Krisen-)Orte nicht gekämpft, statt immer mehr Frauen ins Netz der „Krankheit" zu führen? Welcher Berufszweig bestätigt (im Delegationsverfahren) Diagnose und Therapievorschlag niedergelassener TherapeutInnen? Natürlich die PsychiaterInnen. Wieviele Therapeutinnen empfehlen in „Krisen" Psychopharmaka? Wieviele sprechen inzwischen die Sprache psychiatrischer Gutachten so perfekt, daß sie ihnen immer wieder im Alltag plötzlich „herausrutscht"? Wieviele reden, ohne mit der Wimper zu zucken ,von „Betreuung", „Behandlung", „schwerer Identitätsstörung" und übernehmen hoffnungsfreudig solch offensichtlich manipulationsträchtige „Techniken" wie NLP (Neurolinguistisches Programmieren), Hypnose und Hypnotherapie?
Auf den Punkt gebracht wird dieser Trend der „Professionalisierungs(wut!)" mit einem Phänomen, das schon seit einigen Jahren Einzug hält in den feministischen Psychomarkt: dem „Handbuch". Handbücher sind eine sinnvolle Erfindung – für Bohrmaschinen und Computer zum Beispiel. Es spricht auch nichts dagegen Fußböden, auch Fußpilze – zu „behandeln" ... aber Menschen, die psychisch leiden: „behandeln wie im Handbuch?" Dort, wo individuelle Begegnung und Begleitung gefordert ist, zur „Gebrauchsanweisung" greifen? Zum Hantieren mit – durchaus zweifelhaften – Psychotechniken? Der feministische Zweck heiligt keineswegs alle (Psycho-)Mittel. Vielerorts hat sich die feministische Therapie tatsächlich (ent-)führen, „kapern lassen" von einer Form der Professionalisierung, die plötzlich gemeinsame Sache macht mit gerade jenen Machtstrukturen, die sie einst zu bekämpfen auszog.

Mir sträuben sich alle Nackenhaare vor dieser Technologisierung menschlicher Begegnungen, vor derartigen Obsessionen der Machbarkeit und Machtdemonstration, solch scheinbarer „Handhabbarkeit" von Lebensgeschichten und Lebensleid. Wo Leid per se nur noch als Krankheit Gehör findet, ist in der Tat Vorsicht geboten. Verdinglichung scheint ein seltsam harmlos klingendes Wort für diese Zeitgeist-Entwicklungen, die natürlich nicht „Werk" der Feministinnen sind – diese Tendenzen finden sich in allen westlichen Ländern, in allen Lebensbereichen in unterschiedlicher Ausprägung, unterschiedlich funktionalisiert. Aber jetzt mischen Feministinnen auch hier „mit", und so wie die „Emma" auch die erste Offizierin der Bundeswehr fröhlich als großen Erfolg des Feminismus feierte, so feiert die Frauenszene derzeit den Einzug „ihrer" Therapeutinnen in die Machtdefinitionen der Psychiatrie. Der lange Marsch durch die Institutionen wird heute wieder f r a g l o s begangen und ohne selbst-kritische Reflexion – d a s bringt mich auf die Palme, wohlwissend, daß solche Grundsatzkritik gegenwärtig kaum Konjunktur hat. Bundeswehr und Psychiatrie – beide Einrichtungen können Menschen umbringen, töten. Beide Institutionen sind natürlich nur „zur Verteidigung", „zur Hilfe" eingerichtet worden … sie wollen erstaunlicherweise immer nur „das Gute", auch wenn ihr Weg so offensichtlich gepflastert ist mit Zerstörung. Große Heilsbringer sind sie, diese beiden Säulen staatlichen „Schutzes".

„Wir wollen doch nur Schlimmeres verhüten!", erklären die Vorkämpferinnen für (neue) Diagnosen ihre Strategie und fügen gleich hinzu: „Niemand nimmt uns ernst, wenn wir nicht mit psychiatrischen Diagnosen arbeiten!" Niemand nimmt uns ernst, ließe sich ergänzen, wenn wir nicht Kriege und Besetzungen für politisch notwendig halten. Stimmt das wirklich? Historisch scheint das Gegenteil wahr zu sein: Jede politische Befreiungsbewegung wurde nur dann wirklich ernst genommen, w e n n sie radikale Forderungen stellte, nicht, wenn sie ihre Grundsätze über Bord warf.

Vieles spricht (aus „fachlicher Sicht") für den Kampf – von Feministinnen geführt – der zur Aufnahme (Nummer 309.89) der Diagnose „Posttraumatische Belastungsstörung" (PTBS) in das DSM-III-R (Diagnostisches und Statistisches Manual Psychischer Störungen) geführt hat. Erhofft wird, daß für viele Opfer von (sexueller) Gewalt diese Diagnose adäquate Hilfe möglich macht und die Einordnung dieser Frauen in den Bereich der „Charakterstörungen" verhindert. In der Praxis stellt sich oft heraus, daß auch hier die Rechnung ohne den Wirt des psychiatrischen Klassifikationssystems gemacht wurde: Jede Diagnose kann unzÄhlige Unterpunkte nach sich ziehen, die wiederum zur „Verifizierung" der Ursprungsdiagnose, sprich ihrer späteren Außerkraftsetzung führen kann. So können Frauen mit der Diagnose PTBS in die Psychiatrie hineinkommen – und mit einer Borderline-Diagnose wieder heraus, sprich einer dieser „frühkindlichen Charakterstörungen", die im Klartext des ambulanten wie klinischen Bereiches als „extrem schwierig, nahezu unheilbar, fürchterlich anstrengend" gehandelt werden. Sprich: „Werd sie los, diese Frauen!" Kein Problem für die psychiatrische „Differentialdiagnostik", kein Problem für viele TherapeutInnen – wohl aber für die jeweilige Frau.

Manche Frauen tragen nach einigen Jahren Therapie- und Psychiatrieerfahrung das halbe DSM-III-R in ihrer Akte mit sich herum. „Your guess is as good as mine", sagen die Amerikaner, wenn sie eigentlich sagen wollen: „Ich weiß genauso wenig wie du – aber sag' doch mal deine Meinung!" Und so sagen sie alle ihre „Meinung", die ExpertInnen des Gesundheitssystems – und sie sagen sie auch gern ungefragt. Mit der entsprechenden ICD-10 Nummer (noch so ein Standardwerk der Diagnostik: die Internationale Klassifikation psychischer Störungen) ist für viele ExpertInnen im klinischen Bereich „der Fall" erledigt. Für „die Fälle" beginnt hier die Odyssee der „Kranken".

Psychologie und Psychiatrie berauben heute – ungebremst und ungehindert – fast jeden Ausdruck psychischen Leidens der unverwechselbaren D i g n i t ä t – der Würde.

Die psychiatrische Diagnostik ist eine Krake mit ständig nachwachsenden Armen. Ihre Definitionsgewalt menschlicher Verhaltensweisen überzieht inzwischen fast alle überhaupt möglichen Reaktionen und Überlebensstrategien mit Krankheitsdiagnosen und Symptombeschreibungen. Alles und jedes wird zur „Störung", zur „psychischen Krankheit". Jede Individualität wird eingeebnet. Jeder (natürlich „gutgemeinten") Gängelung, Bevormundung und Demütigung wird so prinzipiell Tür und Tor geöffnet.

Tragisch ist die Entwicklung zu nennen, die heute unzählige sexuell mißbrauchte

Frauen in die Arme der psychiatrischen Diagnostik hineintreibt. Wollte ursprünglich die Frauenbewegung die Öffentlichkeit aufrütteln, damit sie endlich begreift, daß sexuelle Gewalt Mädchen und Frauen verletzt, offenbar auch zerstören s o l l als eigenständige Persönlichkeiten ... so hat sich heute in der breiten Öffentlichkeit das Bild festgefressen: Mißbrauch macht (psychisch) krank und sozusagen „lebenslang behindert". Die Opfer gehören in die Therapie, die Täter ... tja. Die Täter – sind natürlich auch irgendwie „krank", eigentlich gehören sie auch in die Therapie.
Diese allseitige Therapeutisierung g e s e l l s c h a f t l i c h e r Machtstrukturen und Ausbeutungsverhältnisse hat der feministischen Politik all ihre zornigen Zähne gezogen – und sie säuberlich auf dem Beratungstischchen in den „Zahnputzbechern" der jeweiligen Therapieschulen eingesammelt. Leid und Schmerz läßt sich nicht wegdiskutieren, es läßt sich auch nicht wegpolitisieren; wir brauchen therapeutische Unterstützungsorte. Wir müssen sie meiner Meinung nach aber dort kritisch hinterfragen, wo sie die Krankheitszuschreibungen, Diagnoseverfahren und Behandlungsanmaßungen der traditionellen Psychiatrie schlicht übernommen haben oder weiträumig unterstützen.

So unbestritten das individuelle Engagement vieler Therapeutinnen auch sein mag – politisch führt es heute oftmals in eine gefährliche Falle. Aus radikalfeministischer Sicht kann es keinerlei Kompromisse mit psychiatrischen Diagnose- und Behandlungsverfahren geben.
Susan Faludi illustriert in ihrem Buch „Backlash" u. a. auch die Dynamik und politische Bedeutsamkeit psychiatrischer Diagnosen fnr die Frauenbewegung am Beispiel des Comebacks der Masochismus-Diagnose in den USA – im Jahre 1985. Die Kommission der APA (American Psychiatric Association) nahm – trotz wütender Gegenwehr vieler feministischer Therapeutinnen – die neue Diagnose „Selbstschädigende Persönlichkeitsstörung" in das oben erwähnte DSM auf, in die „Bibel" sozusagen der amerikanischen Psychiatrie.
Faludi schreibt (S. 475) über die neue Diagnose: „(...) die neun Merkmale dieses neuen 'Masochismus' schilderten jene Selbstlosigkeit und Selbstherabsetzung, die sonst immer das ideale weibliche Verhalten charakterisieren. Die APA-Kommission hatte fein säuberlich die weibliche Sozialisation aufgelistet – und sie zur individuellen psychiatrischen Funktionsstörung abgestempelt. Die APA-Kommission ging sogar noch weiter und bezeichnete das Problem nicht nur als eine behandelbare Erkrankung, sondern als 'Persönlichkeitsstörung' – eine Kategorie psychischer Erkrankungen, die die Psychiatrie k a u m als sozial bedingt und vorwiegend als seit früher Kindheit in der individuellen Persönlichkeit verankert sieht – und die folglich kaum zu ändern ist."

Der Hinweis feministischer Psychologinnen auf mögliche (sexuelle) Gewalterfahrung als Ursache der genannten „selbstschädigenden Symptome" von Frauen wurde schlicht ignoriert. Und selbst wenn er aufgenommen worden wäre in die „Liste der Merkmale", hätte dies nichts, aber auch rein gar nichts an der Funktion dieser Diagnose geändert.
Das Diagnostische System schluckt ohne weiteres „noch eine frühkindliche Erfahrung" als mögliche Ursache der jeweiligen „psychischen Krankheit". Traumatisierung ist „einbaufähig" als diagnostisches Kriterium – und ändert (leider!) nichts an der fortschreitenden Instrumentalisierung und Pathologisierung psychischen Leidens. Die „Krankheit Frau" wird vor unser aller Augen – und ausgerechnet mit Hilfe einiger der engagiertesten Kämpferinnen für die Erkenntnis, daß (sexuelle) Gewalt ein Verbrechen ist – in psychiatrischen Beton gegossen. Psychiatrische Diagnosen bleiben haften, ein Leben lang: in den Köpfen der Mitmenschen, im Kopf der Betroffenen, in den Computern der Ämter und sowieso im Alltag der Therapien, in dem die Aufspaltung in „normale" und „anormale" Menschenwesen eine Urform der Machthierarchien neu konstruiert.
Ich danke an dieser Stelle dem Berliner Verein zum „Schutz vor psychiatrischer Gewalt" (Weglaufhausinitiative), insbesondere Kerstin Kempker für Unterstützung, Inspiration und die scharfsichtige Kritik an jener Psychiatrisierung des Alltags, die auch vor feministischen Kreisen nicht haltgemacht hat. Zur Vertiefung der hier nur angerissenen Fragen lege ich jeder interessierten Frau hiermit ein äußerst vielschichtiges Buch ans Herz: *„Teure Verständnislosigkeit – die Sprache der Verrücktheit und die Entgegnung der Psychiatrie", (Kerstin Kempker, Antipsychiatrieverlag Berlin).*

*Eva-Maria Nicolai*

# DEBATTE UM DEN „MISSBRAUCH MIT DEM MISSBRAUCH"

**Auswirkungen auf die Arbeit in den Mädchenberatungsstellen von „Wildwasser"**

Sexuelle Gewalt ist in der Öffentlichkeit noch immer ein Tabuthema. Die Probleme der Mädchen und Frauen, die zu Wildwasser kommen, sind Scham und Schuldgefühle, Angst, die eigene Sprachlosigkeit und die der Umwelt. Für Wildwasser ist es erklärtes Ziel, dem Schweigen ein Ende zu setzen.
Inzwischen arbeiten innerhalb des Vereins vier weitgehend voneinander unabhängige Projekte:
- Mädchenberatungsstelle – Berlin Kreuzberg
- Mädchenberatungsstelle – Berlin Mitte
- Zufluchtswohnung für Mädchen
- Frauenselbsthilfebereich mit Frauenladen.

Beide Mädchenberatungsstellen arbeiten parteilich mit betroffenen Mädchen sowie mit deren Müttern, Familienmitgliedern und den unterstützenden Personen.
In der Beratungsstelle in Berlin Mitte sind ausschließlich Kolleginnen aus dem Ostteil der Stadt angestellt. In den vergangenen Jahren machten wir die Erfahrung, daß Mädchen und Frauen Unterstützung von den Beraterinnen suchten, die ihnen aufgrund einer gemeinsamen Geschichte möglichst vertraut waren. Das Finden einer Sprache, um über die erfahrene sexuelle Gewalt zu sprechen, wird erleichtert.

SprecherInnen der Bewegung, die unter dem Motto „Mißbrauch mit dem Mißbrauch" versuchen, die Arbeit von Spezialberatungsstellen zu diffamieren, bagatellisieren und verleugnen die Tatsache des sexuellen Mißbrauchs und verstärken damit die Abwehrmechanismen von Mädchen, Müttern und Vätern, sich dem Thema mit all seiner Dramatik und Widersprüchlichkeit zu stellen. Auf gesellschaftlicher Ebene wird auf diese Weise erneut die Tabuisierung und Verleugnung zugunsten der TäterInnen unterstützt.
Welches sind die Punkte, die von den VertreterInnen dieser Bewegung angeführt werden?

• Unterstellt wird eine hysterische Panikmache durch Aufbauschen von Zahlen.
**Dagegen** ist diese Diskussion überflüssig, da heutzutage offizielle Statistiken z. B. des Bundeskriminalamtes vorliegen.

• Auf undifferenzierte Weise wird sexueller Mißbrauch mit Sexualität verknüpft: Feminismus und Kirche sollen angeblich eine Anti-Sex-Allianz bilden, um ihr puritanisches Sexualbild aufrecht zu erhalten.
**Dagegen** ist Sexualität ist integrierter Bestandteil der Persönlichkeit. Sexueller Mißbrauch ist ein Macht- und Vertrauensmißbrauch, sexualisierte Gewalt und Ausbeutung.
Er hat bei den betroffenen Mädchen Leid, schwankende, oft widerstreitende Gefühle wie Ekel und Scham, Zweifel an der eigenen Wahrnehmung, das Gefühl, selbst schuld zu sein, Ängste vor Beziehungsverlust und vor Gewalt zur Folge.

• Den zum Thema des sexuellen Mißbrauchs parteilich arbeitenden Beraterinnen wird immer wieder mangelnde Professionalität vorgeworfen.

*Wildwasser* und ähnliche Einrichtungen setzten manipulative Arbeitsmethoden ein.
**Dagegen** sind die Mitarbeiterinnen in den parteilich arbeitenden Beratungsstellen sind qualifiziert durch Studium, Zusatzqualifikationen, Fortbildungen sowie durch ihre Erfahrungen in der Arbeit mit von sexueller Gewalt betroffenen Frauen und Kindern.

• Ferner wird unterstellt, arbeitslose Frauen nutzten die Thematik des sexuellen Mißbrauchs als Arbeitsbeschaffungsmaßnahme.
**Dagegen** ist es ein Hohn, von Bereicherung zu sprechen, angesichts der mangelhaften finanziellen Absicherung der bestehenden Beratungsstellen und der immer wieder bedrohten existenziellen Grundlage der Mitarbeiterinnen, angesichts der hohen Anforderungen, die die Arbeit mit von sexueller Gewalt betroffenen Mädchen und Frauen stellt, und angesichts der sehr niedrigen Einkommen .

Angeregt durch ein Gemisch aus Lügen, Halbwahrheiten und pseudo-objektiver Wissenschaftlichkeit entsteht in der Öffentlichkeit ein Schreckgespenst feministischer Frauen.

Der Schutz der Kinder und Jugendlichen und die Hilfe für sie gerät in der Debatte um den „Mißbrauch mit dem Mißbrauch" völlig aus dem Blick. Die betroffenen Mädchen und Frauen stehen und standen stets im Mittelpunkt der Beratungsarbeit bei *Wildwasser*.
Die gegenwärtige Debatte, in der Erzieherinnen und anderen Fachkräften „Hysterie" und „professioneller Wahn" vorgeworfen wird, erweist sich als eine Verzerrung der Realität. Denn die Gefahr, daß sexuelle Gewalt unentdeckt bleibt, ist noch immer weitaus größer als die eventuell unangemessener Interventionen zum Schutze der Kinder.
Die Mitarbeiterinnen von *Wildwasser* stellen bei Betroffenen und Vertrauenspersonen sowie bei Fachfrauen eine große Verunsicherung fest:
• Jugendliche Mädchen erzählen z. B., daß sie eigentlich schon viel früher in die Beratungsstelle kommen wollten. Aber sie hätten Angst gehabt, daß man ihnen nicht glaubt, denn ihnen wurde zu oft nicht geglaubt. Außerdem hätten sie in Fernsehberichten gesehen, wie mißbrauchte Mädchen dastehen, wenn sie von ihren Erlebnissen berichten.
• Mütter, die zu Wildwasser kommen, berichten, wie sehr und wie lange sie zögerten, sich Unterstützung in der Beratungsstelle zu suchen, aus Angst, daß ihnen Hysterie vorgeworfen würde.
• Erzieherinnen berichten, wenn sie Mißbrauch vermuten, daß sie aus Angst vor den Folgen lieber nicht so genau hinschauten. Gerade Erzieherinnen stehen immer wieder im Kreuzfeuer der Kritik und haben wenig Möglichkeit, Verantwortung abzugeben.
• Täter fühlen sich sicher und gesellschaftlich gestützt und gehen äußerst aggressiv gegen Mütter, betroffene Mädchen und auch Fachfrauen vor. Sie fordern z. B. von den Beraterinnen, daß sie die Eröffnung durch ein Kind, das sexuellen Mißbrauch erfahren hat, in Zweifel ziehen. Außerdem drohen sie mit gerichtlichen Konsequenzen und öffentlicher Brandmarkung der Beraterinnen.
Eine kritische Auseinandersetzung mit wissenschaftlichen Ansätzen und ihrer

praktischen Umsetzung ist gewiß stets wünschenswert.
Es besteht allerdings die Gefahr, daß die Kampagne um den „Mißbrauch mit dem Mißbrauch" in unzulässiger Weise die Kraft der Mitarbeiterinnen absorbiert, die in erster Linie den betroffenen Mädchen und Frauen zusteht. Die Debatte wird in einer Zeit geführt, in der im gesamten sozialen Bereich finanzielle Einsparungen vorgenommen werden. Kritik an Spezialeinrichtungen für mißbrauchte Kinder findet in diesem Zusammenhang besondere Unterstützung, bietet sie doch eine Begründung für Kürzungen.

Das Schweigen um den sexuellen Mißbrauch gebrochen und bekämpft zu haben, ist das Verdienst der Frauenbewegung und der Feministinnen. Die Schaffung von Hilfsangeboten ging von ihnen aus.
Zu wissen, daß es Beratungsstellen gibt, die von den Mädchen auch anonym aufgesucht werden können und bei denen Beraterinnen beschäftigt sind, die seit vielen Jahren zum Thema des sexuellen Mißbrauchs arbeiten, gibt den Mädchen eine Chance, sich aus ihrer Gewaltsituation zu befreien. Durch eine möglichst frühzeitige Beratung kann in vielen Fällen den Folgen des sexuellen Mißbrauchs (z. B. Drogenkonsum, Obdachlosigkeit, Gewalt, Prostitution,) begegnet werden.

**Die betroffenen Mädchen und Frauen brauchen Ihre Hilfe!**

*WILDWASSER*

*ist als gemeinnütziger Verein anerkannt.*
*Spenden sind steuerlich absetzbar.*

*Spendenkonto:*
*Wildwasser e.V.,*
*Bank für Sozialwirtschaft,*
*BLZ 100 205 00, Konto 303 64 - 03*

# Erzwungene Emanzipation

*Susanne zur Nieden*

*Unser Thema sind Überlebensstrategien, alltägliche Verweigerungen, Schutzmechanismen von Frauen in der Nachkriegszeit. In außergewöhnlichen Situationen reagierten sie flexibel auf gesellschaftliche Veränderungen und sorgten für das Überleben ihrer Kinder verantwortlich. Die Bedingungen dafür waren in der Nachkriegszeit unterschiedlich. In der Ausgabe 20/1995 beschrieb Christina Karstädt die Situation der Frauen im Ostsektor. Wir setzen diese Reihe mit einem Beitrag von Susanne zur Nieden fort, der die Situation im Westsektor beschreibt.*

„Immer wieder bemerke ich in diesen Tagen, daß sich mein Gefühl, das Gefühl aller Frauen den Männern gegenüber ändert. Sie tun uns leid, erscheinen uns so kümmerlich und kraftlos. Das schwächliche Geschlecht. Eine Art Kollektiventtäuschung breitet sich unter der Oberfläche bei den Frauen vor. Die männerbeherrschte, den starken Mann verherrlichende Welt wankt – mit ihr der ‚Mythos' Mann." So steht es in einer Tagebuchnotiz vom April 1945, aufgeschrieben von einer anonym gebliebenen Frau, die die Eroberung Berlins miterlebte.

„Ohne die Frauen wäre das Leben in Berlin im April 1945 erloschen", urteilte der Journalist Erich Kuby in seinem Bericht „Der Kampf um Berlin". Bis heute erinnert man sich der Trümmerfrauen. Allein in Berlin arbeiteten 1945 30.000 Frauen im Baugewerbe. Die Lebensbedingungen für die Frauen und das Fehlen der Männer in der ersten Nachkriegszeit durchbrachen in vielen Bereichen die traditionellen, auf die Gschlechter bezogenen Rollenerwartungen.

Nicht nur auf dem Bau, sondern auch in vielen anderen Bereichen arbeiteten zahllose Frauen in sogenannten Männerberufen; in der alltäglichen Lebensbewältigung mußten viele auf männliche Unterstützung verzichten.

Die Überlebensarbeit lastete in der ersten Zeit nach Kriegsende im wesentlichen auf weiblichen Schultern.

In den größeren Städten wurden kurz nach Ende des Krieges Frauenausschüsse ins Leben gerufen. 1946 wurde lebhaft – wenn auch ergebnislos – über die Gründung einer Frauenpartei diskutiert.

„Berlin blickt auf Berlins Frauen, sie werden diese Wahl entscheiden", titelte die damals vielgelesene Frauenzeitschrift *Sie* im Oktober 1946. Der überproportionale Anteil der Frauen an der Gesamtbevölkerung ließ weibliches Wahlverhalten zu einem politischen Gewicht werden. Der Zusammenbruch der Wirtschaft, die Not und der Hunger stellten die Mehrzahl der Frauen vor neue Aufgaben: Enttrümmern, „Organisieren" (also Stehlen und Plündern), der Kampf um Wohnung und Lebensmittel, vom Wasserholen bis zum „Anschlafen" – so das zeitgenössische Kürzel für Überlebensprostitution.

Für Frauen wurden das Ende des Krieges und die ersten Nachkriegsjahre nicht nur zum Erlebnis des „Zusammenbruchs", sondern auch zum Erlebnis der eigenen Kraft.

Daniel Lerner berichtete in seinen 1946 erschienenen „Notizen aus dem besetzten Deutschland", daß die Männer traumatisierter auf das Ende des Nationalsozialismus reagierten, sich weitaus stärker als Opfer der Verhältnisse erlebten. Die Niederlage mußte den nationalsozialistischen Männerkult fragwürdig erscheinen lassen. „Die Welt, in der ein Hitler groß werden konnte, war eine Männerwelt. Unsere ganze Zivilisation ist das Produkt von Generationen, in denen wir Frauen nicht viel mitzureden hatten. [...]

Weil wir erkannt haben, daß eine alleine von Männern regierte Welt immer wieder zu einem solchen Chaos führen muß, [...] darum meinen wir, sei es Zeit, daß Frauen sich um die Politik mitbekümmern", schrieb eine Leserin an die *Sie*.

Im nachhinein wissen wir, daß es solchen Hoffnungen zum Trotz zu einem massenhaften Aufbruch von Frauen in die Politik nicht kam. Appelle, daß die Frauen nach dem „Zusammenbruch einer männlich geleiteten Welt" aus ihrer politischen Lethargie erwachen und zur „tätigen Mitarbeit an die Staatsspitze schreiten" sollten, fanden wenig Resonanz.

Die Versuche einiger weniger unermüdlicher Frauen, an die alte Frauenbewegung vor 1933 anzuknüpfen, hatten wenig Erfolg.

Es sollte Jahrzehnte dauern, bis Frauenverbände wieder einen vergleichbaren öffentlich-politischen Einfluß gewannen, wie ihn der „Deutsche Frauenbund" in der Weimarer Republik mühselig

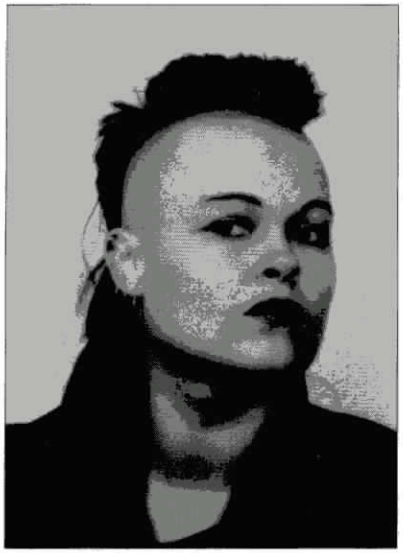
erkämpft hatte. Die Brüchigkeit normativer geschlechtsspezifischer Rollenerwartungen wurde von der Mehrheit der Frauen eher als Manko denn als Möglichkeit zur Emanzipation wahrgenommen.
In einem Leitartikel der *Sie* heißt es: In keinem „vergleichbaren Zustand der Weltgeschichte" seien „die letzten menschlichen Zusammenhänge [...] so naturwidrig über den Haufen geworfen" worden. Die Familie sei „so durcheinander gerüttelt, daß alle Berufs- und Pflichtgrenzen dabei in Unordnung geraten" seien: „Die Grenzpfähle liegen irgendwo quer im Felde."
In der Westzone wurden die Grenzpfähle zwischen den Geschlechtern schon bald wieder aufgerichtet. Frauen wurden ab 1947 wieder aus dem Erwerbsleben verdrängt. Die Folge war ein massiver Anstieg der Frauenarbeitslosenquote. Der Frauenanteil an den Universitäten ging in den Westzonen durch Erschwernisse der Neuimmatrikulation sogar zurück. Die Forderung der ersten Nachkriegsjahre, „gleicher Lohn für gleiche Arbeit", konnte nicht durchgesetzt werden.
Im Gegenteil, die Minderbezahlung von Frauen wurde in der Bundesrepublik in den sogenannten „Leichtlohngruppen" institutionalisiert. Eine perfide Steuergesetzgebung (das eheliche Steuersplitting) begünstigt bis heute einseitig den in der Regel männlichen Hauptverdiener und schuf ein Heer von ökonomisch abhängigen Nebenverdienerinnen.
Es bedurfte einiger Mühe, um die Gleichberechtigung im Grundgesetz der Bundesrepublik formal zu verankern. Die juristische Umsetzung dieses Grundrechtes ist bis heute noch nicht vollständig eingelöst. Anfang der fünziger Jahre wurde mit der sogenannten „Familienbewegung" die „Renaissance der Familie" eingeläutet.
Die Ära Adenauers ist unvorstellbar ohne die familiaristische Orientierung und das damit verknüpfte konservative Frauenbild. Bereits in der ersten Legislaturperiode des Deutschen Bundestages gründete Franz-Joseph Würmeling die „Kampfgruppe für die Familie". Sein entscheidender Erfolg war 1953 die staatliche Genehmigung einer bis dato unbekannten Einrichtung: das Familienministerium. Der Vorkämpfer selbst wird zum ersten Familienminister. Die Hoffnungen, die eine Minderheit engagierter Frauen während des Interregnums zwischen dem Ende des tausendjährigen Reiches und der Gründung zweier deutscher Staaten hegten, waren schon bald in weite Ferne gerückt. Erst Ende der sechziger Jahre sollte eine neue Generation von Frauen einige der alten Forderungen und Träume wieder aufleben lassen.
In einem Essay zum Thema Frauenemanzipation schrieb die Schriftstellerin Ingeborg Drewitz, die Mehrheit der Frauen seien von der Not emanzipierte, geschundene Überlebende gewesen, für sie habe das Vordringen in neue Bereiche tagtägliche Erfahrungen von Überforderung, Verzicht und Überbelastung mit sich gebracht.
Es scheint so, als sei für die vielen Frauen im Nachkriegsdeutschland die Wiederherstellung der alten Grenzen, die Stabilisierung der Ehen und Familien verheißungsvoller gewesen als die erzwungene Emanzipation.

*Angela Kowalczyk*

# IN DER DDR WAR ICH EIN „STAATSFEIND"

*Angela Kowalzyk ist eine Punkerin. Mit ausrasierten Haarecken, gefärbten schwarzen Haarsträhnen, roten Lippen und schwarzen Klamotten trägt sie ihr Lebensgefühl nach außen. In der DDR stieß sie wegen ihres Aussehens und ihrer Gedanken, entgegen gepredigter sozialistischer Norm und Moral, auf massive Kritik und Ablehnung. Nach dem Abschluß der 10. Klasse lernte sie Fachverkäuferin für Autoersatzteile und sah sich während ihrer Internatslehrzeit in Zschopau ständiger Willkür und dem Versuch einer „Umerziehung" ausgesetzt. Für alle Vorkommnisse, die in den Internatsräumen passierten, z. B. kleine Diebstähle, das Lesen von Westzeitungen, wurde sie als Hauptverdächtige verantwortlich gemacht. Mit dem Verfassen eigener Texte, die sie auf Flugblättern verteilte, wurde sie als 16 jährige von der Staatssicherheit 1982 verhaftet. Die Texte sind Auszüge aus einem unveröffentlichten Manuskript.*

**Meine Verhaftung**
Als wir in Tornähe kamen, mußte ich mich mit geschlossenen Augen auf die Rückbank des Autos legen. Erst im Hof durfte ich die Augen wieder öffnen. Im Gebäude wurde ich durch etliche Gänge geführt. Irgendwann sind wir dann im richtigen Büro gelandet und



jetzt begann die eigentliche Tortur.
Ein stundenlanges Frage-Antwort-Spiel stand mir bevor. Bewußt stellte ich mich stur, testete an, inwieweit die Stasi bereits informiert war. Trotzdem die Angst an mir zerrte, versuchte ich doch eine Art freundlichen Plauderton beizubehalten, der durch Kaffee und Zigaretten unterstützt wurde. „Wissen Sie, warum Sie hier sind?" – Mit gespielter Überraschung verneinte ich dieses. Es dauerte aber nicht lange, bis mir klar wurde, das es sich um meine „Flugblätter" handelte. Der Tag war also gekommen!
Ich hatte es lange geahnt und auch gewußt. Immer wieder mußte ich auf die gleichen Fragen antworten: „Woher stammt der Text? Wie heißen Ihre Helfer?" Zwischendurch fragten sie mich nach meinen Freunden. Mit der Zeit legten wir uns Scheinnamen zurecht. So begann auch ich zu phantasieren: „Spliff, King ..." Da wir uns in der Punk-Szene alle mit Spitznamen ansprachen, konnte ich mit den meist bürgerlichen Namen, die mir vorgelegt wurden, oft nur wenig anfangen. Plötzlich hatte ich nur noch Angst.
Ich dachte an meine Mutter und ahnte ihre Verzweiflung. Unbeabsichtigt liefen mir doch ein paar Tränen über mein Gesicht. Ich fühlte mich leer und ausgebrannt. Wie lange würde ich dem Druck noch standhalten können?
Jetzt wurde eine Leibesvisitation angeordnet. Welche Infamie! Was hätte eine 16jährige schmuggeln sollen, die man geradewegs von ihrer Praktikantenstelle der Marzahner IFA Kaufhalle (Autoersatzteilverkauf) weggeholt hatte? [...]
Irgendwann, mitten in der Nacht, wurde ich in einen Zellentrakt geführt. Polizeigewahrsam! Menschen ohne jedes Mitgefühl nahmen mich in Empfang. Keiner störte sich daran, daß ich noch minderjährig war. Mir wurde eine kratzige Wolldecke in die Hand gedrückt, meine Jacke mußte ich vor der Zelle an einen Haken hängen, die Schuhe vor der Zellentür abstellen. Sie schoben mich in die Zelle. Es war ein hoher Raum, in dem die Deckenbeleuchtung die gesamte Nacht über grell leuchtete. Unbarmherzig strahlte sie auf die darunterstehende Holzpritsche. Ein Tisch und zwei Stühle waren das Mobiliar. Das ohnehin schon vergitterte Fenster wurde zusätzlich durch eine Extrawand versperrt. Wie ein Tier im Käfig lief ich hin und her. Hundemüde, wie ich war, versuchte ich mich auf der steinharten Pritsche auszustrecken. Die dünne Decke vermochte mich nicht zu wärmen. Ich kauerte mich zusammen. Ich fror entsetzlich und heulte!
Am nächsten Morgen brachte man mich auf den Hof. Dort stand ein grüner Barkas (grüne Minna) bereit. Im Hinterteil des Barkas befanden sich sechs kleine Verschläge, nur mit Mühe hatte dort ein Mensch zusammengekauert Platz. Auf einem Kinderstuhl sitzend, wurde ich in diesen Verschlag eingeschlossen.
Das Licht wurde gelöscht. Völlig ausgeliefert, von der Außenwelt abgeschieden, überführte man mich in die Untersuchungshaftanstalt Pankow. Während der Fahrt stellte ich mir vor, in der S-Bahn zu sitzen und auf Bäume und Sträucher zu blikken, nur so konnte ich diese Fahrt ohne Panik überstehen. Ein Ruck, der Wagen hielt.
Ich stieg vollkommen benebelt aus und versuchte mich zu orientieren. Vor mir lag das graue Gebäude mit vergitterten Fenstern. Hier sollte ich sieben unendliche Wochen verbringen.[...]

**Mein 17. Geburtstag in der UHA Berlin Pankow**

Verzweifelt kauerte ich mich zusammen und weinte heimlich unter meiner Bettdecke. Heute konnte ich mein hartes Schutzschild beim besten Willen nicht aufrechterhalten. Als Bärbel (meine Zellengefährtin) merkte, daß ich wach war, kam sie leise drucksend auf mich zu. „Punki! Schenken kann ich Dir leider nichts als nur dieses lumpige Stück Seife!" Jetzt drückte sie mir ein Stück „Lux"-Seife in die Hand, das sie selbst beim letzten Sprecher* bekommen hatte. Ich fiel ihr um den Hals und konnte nur noch weinen. Auch Bärbels Augen hatten sich rasch mit Tränen gefüllt. So saßen wir eine Weile schwei-

AUFRUF

Leute setzt Euch zur Wehr!

Verhindert den 3. Weltkrieg!

Nehmt keine Waffen in die Hand!

Seid einig! Verfolgt Euch nicht gegenseitig!

Nutzt die Gelder der Rüstung für den Umweltschutz!

Jedem eine volle Meinungsfreiheit

und das Recht auf Zusammenschluß

von Interessengemeinschaften!

Kämpft gegen Neonazismus!

Lasst unschuldige existieren!

(z.B. die Punkszene in Ost-Berlin)

Verschließt Eure Augen nicht vor der Wirklichkeit!

(z.B. Drogensucht in Ostberlin)!

DANKE!

gend eng aneinandergeschmiegt da. Jede hing ihren Gedanken nach.

**Heute – fünf Jahre nach der Wende**

Wie für viele kam die sogenannte Wende für mich völlig unerwartet. Anfangs hielt ich das Ganze noch für einen gemeinen Trick der Stasi. Und ich hatte Angst, an der Grenze verhaftet zu werden. Meine Eltern schleppten mich auf die „andere Seite" und ich sah, wie meine Vorstellungen von dem „goldenen Westen" von der Realität abwichen. Mit der Zeit kam ich zu mir selbst und erschrak, was die Angst und Verdrängung aus mir gemacht hatte. Ich begann mich mit meiner eigenen Geschichte auseinanderzusetzen. Nach der ersten Euphorie kam es zur teilweisen Ernüchterung. Ich verlor meinen Job als Wirtschaftskauffrau im KWO **Schöneweide, den ich ohnehin nicht sonderlich geliebt hatte. Nach einer zweijährigen Umschulung zur Zahnarzthelferin, wurde ich sofort nach den Prüfungen auf die Warteliste des Arbeitsamtes gesetzt. Mein Wunsch ist es, Streetworkerin zu werden. Ab August werde ich eine dreijährige Ausbildung zur Erzieherin an der Fachschule für Sozialpädagogik beginnen. So komme ich meinem Wunsch immer ein Stück näher. Derzeit arbeite ich zu den Thema „Punk in Ostberlin". Wenn ich heute Diskussionen über die Öffnung oder Schließung der Stasiakten höre, kann ich mich nur für die strikte Offenlegung sämtlichen Materials aussprechen. Nicht die Täter verdienen schließlich Mitgefühl und Verständnis, sondern ihre Opfer.

* *Besuchszeit*
** *Kabelwerk Oberspree*

*Gislinde Schwarz*

LANGSAM KOMME ICH AN

**Erfahrungen von Frauen nach der Wende**

*„Ich denke, diese sogenannte Marktwirtschaft bricht irgendwann mit einem großen Krach zusammen. Ich denk' nicht, daß die zu reformieren ist. Das könnte möglicherweise durch eine Katastrophe nochmal an einen Punkt gelangen, wo du sagst: Gut, so wie es also jetzt war, kann es nicht weiter gehen. Ich weiß nicht, wie solch ein System zusammenbricht. Wir haben es ja bei der DDR auch nicht gewußt. Das Ding war auf einmal irgendwo kaputt. Also, ich wünsche mir eher solch eine Katastrophe, eine gewaltige, wie von innen zerhöhlt und zerfressen, daß der ganze Prassel dann in sich zusammenfällt. Vielleicht haben dann ein paar Menschen ein bißchen andere Ideen als Konsum zu reproduzieren und alles andere kaputtzumachen."*

Eine fast lustvoll-gewalttätige Phantasie vom Untergang. Sie stammt aus einem Gespräch vom September 1992. Die Erzählerin hat die Rolle einer passiven Beobachterin eingenommen, sie wartet auf die gesellschaftliche Katastrophe, wie auf ein unabwendbares Naturereignis. Und geht ganz selbstverständlich davon aus, daß dies auch sie mit zerstört. Ihre einzige Hoffnung: daß andere – nach ihr – aus den Trümmern etwas Neues, Besseres aufbauen könnten.

Es ist einer jener Momente, aus unseren Interviews, der mir bis heute besonders nah geht. 30 Gespräche waren es, die wir – Ulrike Helwerth, einst Frauenredakteurin bei der taz, und ich, einst Redakteurin bei der DDR-Frauenzeitschrift FÜR DICH, zwischen September 1992 und März 1993 geführt haben.[1] Wir sprachen mit sechzehn Frauen aus dem Osten unseres Landes und mit vierzehn aus dem Westen. Es waren Frauen zwischen 29 und 70, Singles, im Paar oder in Familie lebende, frauenliebende, männerliebende und beide Geschlechter liebende, Frauen mit unterschiedlichsten Ausbildungen und Berufen. Gemeinsam hatten sie vor allem eines: Sie alle waren Aktivistinnen der Frauenbewegungen in West und Ost.

Susann[2], von der das Zitat stammt, ist eine von ihnen. Sie lebt in Thüringen, arbeitete seit Beginn der 80er Jahre in Frauenfriedensgruppen und organisierte 1989 kurzerhand vom Frühstückstisch aus gemeinsam mit ihrer Freundin die Besetzung der Stasi-Zentrale in ihrem Ort. Danach war sie im Bürgerrat, im Bürgerkomitee, war Vertreterin an Runden Tischen, organisierte und moderierte Kundgebungen. Immer in Aktion, immer unterwegs.

Dem großen Rausch aber folgte die große Ernüchterung. Susann, die eben noch ganz vorn war, auf die gehört wurde und deren Stimme bei Kundgebungen weit über den Platz schallte, mußte plötzlich merken, daß sie sich im Alltag nicht mehr zurechtfand:

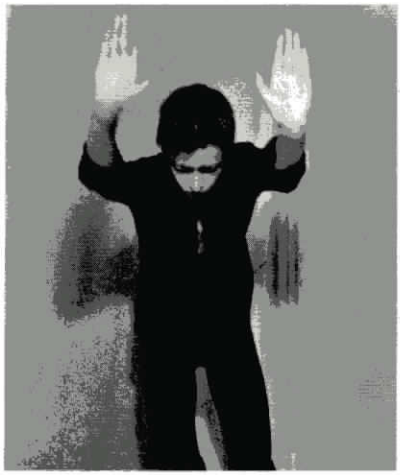
*„Ich hab´ mich nach der Wende ganz stark unsicher und inkompetent gefühlt, was Alltagsorganisation anging. Zu DDR-Zeiten war das nie ein Thema. Und auf einmal ging es los, daß ich nichts mehr wußte. Welche Versicherung, und was habe ich mit Steuern, und wo ist der Schuhmacher, weil in dem Geschäft jetzt ein Zigarettenladen war. Also eine ganz grundsätzliche Alltagsverunsicherung, die jeden Tag auftauchte. Jeder Ausweis sah anders aus, jede Behörde war anders, überall galt ´was anderes. Und das geht mir jetzt noch so. Ich habe einen Haufen Zeug unterschrieben, wovon ich bis heute nichts verstehe."*

Für einen kurzen Moment haben Frauen wie Susann Geschichte gemacht, sind weit über ihre bisherigen Möglichkeiten, Fähigkeiten, ja Träume hinausgewachsen. Der Absturz aber kam genauso schnell und genauso extrem wie der Aufstieg. Susann:

*„Das war für die Zeit der Wende schon ein Gefühl wie von Befreiung, Rausch, daß sowas geht, auch wieso denn ich das nun mache und vielleicht auch Stolz. Aber das ist ganz schnell weggegangen, also ich hab es als ganz schnell zerbröckelnd erlebt. Ich habe eigentlich erlebt, daß ich mich verschlissen gefühlt habe in alledem, mich benützt gefühlt habe. Ich mußte mich in ein System einfinden, was ich nicht wollte. Was ich bis zum Schluß nicht wollte, was ich heute noch nicht will."*

Heute, mehr als fünf Jahre nach der Wende, ist dies vielleicht das Entscheidende geblieben: der Verlust von Möglichkeiten und Hoffnungen, von sozialer Verantwortung und vor allem von Utopie. Er zieht sich durch fast alle Interviews, die wir mit Frauen aus den neuen Bundesländern führten – und an diesen Aussagen hat sich auch bis heute nichts verändert.

Beate, einst Mitbegründerin des Pankower Friedenskreises, beklagt einen Prozeß der Individualisierung, der einher gehe mit „Entsolidarisierung":
*„Es geht so ´was wie soziales Gefüge, was in der DDR für mich eine Überlebensqualität hatte, verloren. Ich habe Angst, daß das zerbröckelt. Wir sind in alle Winde zerstreut und alle kümmern sich um ihren Rahmen, und es führt nicht wieder zusammen. Also wir sehen uns schon, aber es ist irgendwie ´was anderes. Das finde ich sehr schade. Das wird irgendwie ein Stückchen anonymer auch."*
Heute sind ihre ehemaligen MitstreiterInnen absorbiert von beruflichen, politischen und privaten Aktivitäten, die kaum Zeit lassen für die Gemeinschaft der früheren Tage. Die Bedeutung von Zeit hat sich, ähnlich wie die des Geldes, verändert. Sie scheint sich beschleunigt zu haben, wurde zur knappen Ressource. Auf der Strecke bleiben, und das stellt nicht nur Beate fest, Aktivitäten, die als hohes Gut im DDR-Alltag galten: Bücher lesen und mit anderen diskutieren, in Theater, Oper, Kino gehen, einen großen Bekannten- und FreundInnenkreis pflegen.
Bettina, Mitarbeiterin im UFV, über ihre Hoffnungen damals:
*„Also, sie haben sich alle zerschlagen. Und ich habe das Gefühl, die Geschichte bewegt sich jetzt erstmal zwanzig Jahre zurück und so und im Großen eigentlich 200 Jahre zurück. Es ist eigentlich nichts aus meinen Hoffnungen geworden. Sicherlich ist es sehr schön, daß ich also alle Bücher lesen kann, die ich lesen möchte und daß ich auch hinfahren kann, wo ich hinfahren möchte. Aber die Hoffnung, daß es Frauen einfach einmal besser geht oder daß sie tatsächlich mal eine ökonomische Unabhängigkeit haben, alles solche Sachen, da ist eigentlich nichts daraus geworden. Im Moment sind die Hoffnungen alle weg."*
„Frauen sind die Verliererinnen der Einheit". Ein Satz, der schnell gefunden war und zusammenfaßte, was mit der Vereinigung deutlich sichtbar war: die massenhafte Verdrängung von Frauen aus dem Erwerbsleben, aber auch aus der Politik und der Öffentlichkeit durch die Restauration einer überholt geglaubten Geschlechterordnung. Die Aussagen unserer Gesprächspartnerinnen scheinen dies zu bestätigen. Und doch: die Antwort ist keinesfalls so einfach. Weder Susann, noch Beate, noch Bettina – nicht eine von ihnen würde sich selbst mit der Rolle der Verliererin identifizieren. Kris, Berliner Abgeordnete, sagt dies besonders deutlich:
*„Mich hat neulich eine Studentin im Rahmen einer Umfrage gefragt, ob ich mich zu den Verliererinnen der Wende zähle. Überhaupt nicht. Ich würde nie auf die Idee kommen, das von mir zu behaupten. Es geht mir entschieden besser als vorher. Ich bin privat befreit, lebe jetzt alleine, lasse mich scheiden. Also, ich habe diese Befreiung durchgezogen. Ich bin finanziell im Moment so, daß ich abgesichert bin, ich muß nicht jeden Pfennig umdrehen. Und ich beschäftige mich ganztags also mit den Dingen, mit denen ich mich sowieso abends und in meiner Freizeit beschäftigt habe. Und dann persönlich von meiner Art bin ich viel selbstbewußter geworden. Und ich traue mir Sachen zu, da hätte ich vor drei Jahren gesagt: 'Eh, ihr spinnt wohl, nie im Leben kann ich das'."*
Sicherlich – sie hat besonderes „Glück" gehabt, ihre soziale Lage erhebt sie über das Gros jener Frauen, die die neuen „bürgerlichen Freiheiten" für sich nicht in solchem Maße nutzbar machen können. Aber auch die anderen fünfzehn haben wieder ihren – oder besser einen – Platz in der Gesellschaft gefunden. Zwar arbeitet keine mehr auf dem Arbeitsplatz, den sie bereits 1989 innehatte, ist die Zukunft der wenigsten völlig abgesichert, finden wir viele in ABM-Stellen und Projekten, aber alle sehen in den veränderten Verhältnissen durchaus auch Positives.
*„Ich habe das Gefühl, langsam komme ich an"*, sagt Kris bereits beim Gespräch im November 1992. So wie ihr geht es den meisten: Sie sind „angekommen" und gleichzeitig unzufrieden. Ist das aber so verwunderlich? Für unser Projekt sprachen wir mit „Aktivistinnen der Frauenbewegung", Frauen also, die bereits zu DDR-Zeiten besonders aktiv waren und ein mehr oder weniger deutliches „Aber" wagten. Sollten gerade sie sich heute besonders anpassen? Gleichzeitig aber gehören sie zu jenen, die in der Differenzierung und Individualisierung von Lebenskonzepten, der Forderung nach Leistung, Mobilität und neuen Denk- und Handlungsmustern durchaus auch neue Möglichkeiten für sich sehen.
Die objektiven Voraussetzungen sind gut: die meisten sind unter 45, verfügen über ein überdurchschnittliches Bildungsniveau, hohe berufliche Qualifikation und haben eine Autonomie im Alltag – auch mit Kindern – längst erprobt.
*„Ich kann diesen Satz von den Verliererinnen so nicht mehr hören,er steht mir wirklich bis zu den Haarwurzeln. Ich meine, wir haben ihn mal kreiert, um damit deutlich zu machen, daß der*



*Übergang von einem System zum anderen zum großen Teil auf Kosten von Frauen stattfindet. Aber es reicht nicht mehr, das so platt zu sagen."*
Wie Kris kritisieren inzwischen gerade ostdeutsche Feministinnen diesen passiven „Objektstatus" oder die „chronische Verliererinnenrolle", die für sie festgeschrieben werden. Es wird ja nichts verändert durch die gebetsmühlenartige Wiederholung einer Standardformel – im Gegenteil: dem Skandal wird die politische Brisanz entzogen. Bestätigt wird nur das Klischee: Frauen sind – wie immer und überall – die Opfer. Kein Versuch, feministische Politik (wieder) aus der Defensive zu führen.

Mir geht es nicht anders als unseren Gesprächspartnerinnen: Unbewußt oder auch sehr bewußt teilen wir – zumindest jene, die im Osten Deutschlands aufgewachsen sind – unser Leben in zwei Teile: ein Leben davor und eines danach. Das Leben vor der Wende war schrecklich oder mystisch oder beides und mit Hoffnungen besetzt. Das Leben danach bietet mehr Möglichkeiten, ist aber auch härter und vor allem sehr viel rationaler. Wir sind im Alltag angekommen, nüchtern, wir wissen Bescheid. Keine Zeit für Träume. Bei den meisten von uns ist es so.
Was bleibt, ist jene Zeit dazwischen – jener Höhenflug, als Ungeahntes möglich schien. Eine Kostbarkeit, die frau hüten muß. Und über die sich neu nachdenken läßt, wenn der Boden unter den Füßen wieder sicher ist.
Vielleicht.

[1] *„Fremde Schwestern: Die Differenzen zwischen Feministinnen und frauenpolitisch engagierten Frauen in Ost- und Westdeutschland - Ursachen für ihre Verständigungsschwierigkeiten und Mißverständnisse" nannte sich unser zweijähriges Forschungsprojekt, das vom Berliner Senat für Arbeit und Frauen gefördert wurde.*
[2] *Die Namen wurden für die Veröffentlichung geändert.*

***Anmerkung:** Die Ergebnisse ihrer Untersuchung haben Ulrike Helwerth und Gislinde Schwarz in einem Buch zusammengefaßt. Es heißt „Von Muttis und Emanzen. Feministinnen in Ost- und Westdeutschland" und erscheint im Juni 1995 im Fischer-Taschenbuchverlag. Preis: 12,90 DM.*

*Annette Maennel*

# Zwischen zwei Welten

Eine alte Frau steigt vor mir aus der Straßenbahn aus. Bepackt mit vielen Taschen und Plastebeuteln schiebt und zieht sie ihren kleinen Rollwagen über die Bordsteinkante auf die Gehrenseestraße. Hier in Berlin-Marzahn steht eines der Ausländerwohnheime. Diese noch aus DDR-Zeiten stammenden quadratischen Zehngeschosser werden nach Buchstaben voneinander unterschieden. Relikte eines DDR-Wohnheims für mosambiquanische, arabische und vietnamesische Vertragsarbeiter wurden übernommen. Nach der Wende blieben nur die Vietnamesen, hinzukamen bosnische Kriegsflüchtlinge und Spätaussiedler.
Von außen hätte sich nicht viel verändert, sagen die Anwohner, deren Blicke argwöhnisch zwischen den mit Wäsche behangenen geschlossenen Fenstern und dem sich noch im Bau befindenden Neubaukomplex eines Büro-und Geschäftshauses hin und her wandern. Musikfetzen unterschiedlicher Kulturen tönen aus offenen Fenstern. In den Aufgängen riecht es immer nach Essen, auf den Fluren reihen sich Wäscheständer aneinander. Es herrscht ein ständiges Kommen und Gehen. Vor einigen Türen stehen Schuhe und Kinderwagen.

Draußen schimpft ein Mann lauthals über Leute, die den Weg quer durch den spärlich gewachsenen Rasen nehmen. Die Angesprochenen hüpfen auf den Asphalt zurück.
Im Haus D, in der vierten Etage, arbeitet der Verein „Selbsthilfe-Förderung Ausländischer Bürger e.V.". Hier treffe ich auf Suad Nasrallah, einer Araberin Mitte 40 mit großen grünen Augen und sehr ausgeprägt geformten, festen Händen. Die Frauen, die sich hier im gemeinsamen Raum aufhalten, lieben sie. Mit Hochachtung sprechen sie von ihrer Herzlichkeit, ihrem Engagement und nicht zuletzt von ihrem Management, ohne das es den Verein nicht geben würde.
Besondere Beachtung schenkt Suad Nasrallah dem Frauentreff. Als vor drei Jahren die ersten bosnischen Kriegsflüchtlinge ankamen, waren es meist Frauen mit ihren Kindern. Sie suchten hier Zuflucht mit der Hoffnung im Herzen, daß sie nach der baldigen Beendigung des Krieges nach Hause zurückkehren könnten. Dafür akzeptierten sie ein Leben auf begrenztem Raum im Heim, gemeinsam mit fremden Menschen und anderer Generationen. Im unbekannten deutschen Bürokratendschungel mußte ihnen der Verein, der Dolmetscher in sieben Sprachen zur Verfügung stellt, wie ein Segen vorgekommen sein. Mit großem Einfühlungsvermögen bauten die Vereinsfrauen ein Verhältnis zueinander auf. Ob sie beim gemeinsamen Frauenfrühstück zusammensaßen oder gemeinsam nähten, strickten, gemeinsam Deutsch lernten oder einen Ausflug machten, sie lernten sich kennen und lernten es, mit ihrem eigenen Schicksal besser umgehen zu können. Die Kinder konnten bei langer Wartezeit auf den Ämtern betreut werden. Einmal in der Woche wird ein Kinderspielnachmittag veranstaltet.
Heimisch, im Sinne einer Wahlheimat, fühlen sie sich hier dennoch nicht.
Suad Nasrallah erzählt, daß der Verein zwar schon in Härtefällen helfen konnte, z. B. als eine bosnische Flüchtlingsfrau während des Aufnahmestops in Berlin in Thüringen untergebracht werden sollte. Diese Frau kannte dort niemanden, ihre eigenen Eltern waren schon vor zwei Jahren in Berlin aufgenommen worden und inzwischen Pflegefälle.
Ihr Mann war ein „anerkanntes" Folteropfer. Sie erhielt erst nach langen Diskussionen und regem Briefverkehr die „Duldung" in Berlin. Aber nicht immer kann der Verein helfen. Derzeit weiß Frau Nasrallah nicht, wie sie es den Flüchtlingsfrauen erklären kann, daß ihre Kinder bei andauerndem Aufenthalt in Deutschland kein reguläres Recht auf eine Berufsausbildung nach dem Schulabschluß haben, sie weder studieren noch arbeiten dürfen. Die einzige Möglichkeit liegt in der Absolvierung eines anerkannten Praktikums. Für ehemalige Vertragsarbeiter, Spätaussiedler und Kontigentflüchtlinge kommt noch die Vermittlung einer beruflichen Umschulung mit IHK-Abschlußprüfung in Frage.
Die jungen Leute wollen hier bleiben. Sie sind auf der Suche nach ihrer eigenen Identität. Obwohl sie sich schneller anpassen können und wollen, wird auf die Pflege der eigenen Tradition geachtet. Den Älteren fehlt die Perspektive. Sie sagen: „Wenn wir Frieden haben, sind wir älter geworden. Wir können die

zerstörte Infrastruktur nicht mehr mit unserer Kraft aufbauen. Die Jungen kehren aus einem anderen Kulturkreis zurück und haben den Faden ihres Lebens verloren".
Sowohl das Recht auf eine Berufsausbildung in Deutschland als auch die Möglichkeit, hier Arbeit annehmen zu dürfen, könnten Konflikte vermeiden. Mit dem Stempel „geduldet" auf der Stirn, sehen sie nicht nur täglich auf die politische Lage ihrer Heimat, sondern gleichzeitig auf das Verrinnen ihrer Lebenszeit.

Der Verein wird nicht nur innerhalb der Stadt Berlin aktiv, sondern zeichnet sich als Initiator und Träger verschiedener Projekte in Gaza/Palästina, aus. Damit reagierte er seit 1992 auf die dortige politische Situation. Mit der Übernahme der Verwaltung durch die Palästinensischen Selbstregierungsorgane hat sich die Situation im Gaza-Streifen nicht schlagartig verändert. Gaza ist noch immer eine Konfliktregion, die der Hilfe bei der Friedenssicherung und gegenseitigen Annäherung bedarf.
Gemeinsam mit der *Palestinian Association For Early Childhood Education Programs*, die 14 Kindergärten in den Flüchtlingslagern im Gaza-Streifen betreut und dort für die Erarbeitung und Umsetzung eines Eziehungsprogrammes für Vorschulkinder zuständig ist, werden Projekte wie der Aufbau einer Kinderbibliothek, der Aufbau und die Betreuung von Kindergärten realisiert. Dabei muß erwähnt werden, daß im Gaza-Streifen 800.000 Menschen wohnen, davon sind 75 % jünger als 25 Jahre. Allein die Zahl der Vorschulkinder beträgt ca. 200.000.

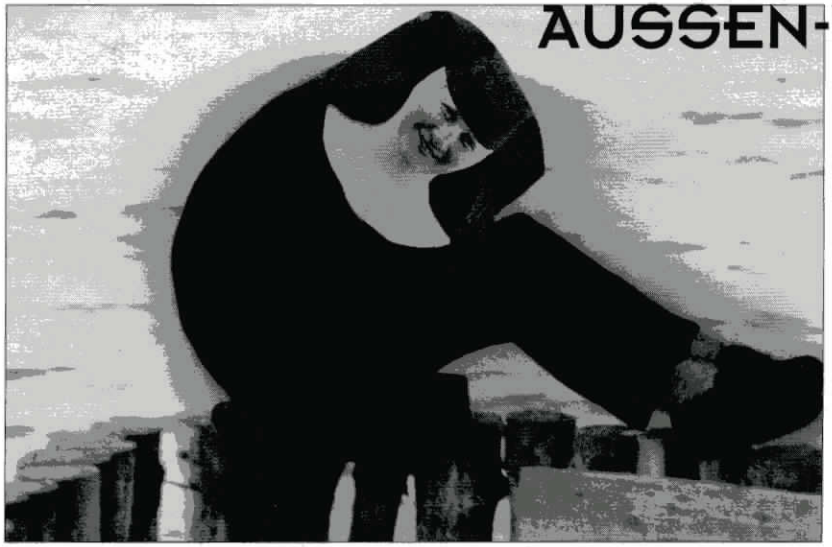
Als weitere Projkete wären zu nennen: „Hilfe für Kinder mit Down-Syndrom im Gaza-Streifen", der „AL MASTHAL-Sportclub"und eine „Tischlerei", die eng mit anderen Projekten zusammenarbeitet und die Kindergärten und ein Ausbildungszentrum mit didaktischen Holzspielzeug versorgen soll. Hinzu kommt das „MUMS-Projekt", das Mütter besucht, um ihnen bei der Erziehung ihrer Kinder zu „gesellschaftlich engagierten Persönlichkeiten" zu helfen und das „Ausbildungszentrum für Kindererzieherinnen". Hier finden seit 1987 Ausbildungskurse für Erzieherinnen statt. Grundprinzip der Erziehungsarbeit und -methodik ist es, die Kinder spielend lernen zu lassen. Als letzte Initiative ist das „Familien-Kooperationskomitee" zu nennen. Dies basiert auf den seit Jahren bestehenden Familienpatenschaften. Sie sind Gegenstand einer von Frauen gegründeten und getragenen Selbsthilfemaßnahme und existieren in den Flüchtlingslagern sowie in den Armutsvierteln des Gaza-Streifens. Die Komitees arbeiten für die Verbesserung der ökonomischen, gesellschaftlichen und kulturellen Position der Frauen und setzen sich für die Verteidigung ihrer grundlegenden Rechte auf Arbeit, Bildung und Selbstentwicklung ein. Dieses Programm soll mit seinen Maßnahmen Frauen unterstützen, ein eigenes geregeltes Einkommen zu erlangen.
Ich sehe mir viele Fotos von den Projekten in Gaza an und bin beeindruckt. Einmal von der unsäglichen Armut, dem Mangel an Platz und der hohen Kinderzahl der Frauen dort, die oft nur noch alleine für diese aufkommen müssen. Daneben Aufnahmen von Kindern, die vollkommen zufrieden in einem Kindergarten spielen, auf Schulbänken mit Büchern vor sich sitzen oder sich gerade ihr Mittagessen in einem kleinen Kreis schmecken lassen.
Der Verein „Selbshilfe-Förderung Ausländischer Bürger e.V." muß jedes Jahr neu um seine Existenz fürchten.
Bisher wird über verschiedene Träger, wie die Senatsverwaltung für Arbeit und Frauen, die Senatsverwaltung für Soziales, die Sozialverwaltung für Jugend, die Fobeko-Servicegesellschaft für Soziales mbH und das Bezirksamt Hohenschönhausen mit 11 AB-Maßnahmen und 2 LKZ-Stellen gefördert, die nach unterschiedlicher Dauer auslaufen werden. Die letzten 8 AB-Maßnahmen wurden vom Arbeitsamt auf Eis gelegt.
Die SFAB e.V. ist froh, über viele ehrenamtliche Helferinnen zu verfügen – und die Stadt Berlin freut sich, so kostensparend lebensnotwendige Sozialprojekte aus ihrer Verantwortung entlassen zu haben. Daß hier die Politik gerade im Berlin-Wahljahr gefragt ist, versteht sich von selbst und es bleibt nur zu hoffen, daß sich Regina Schmidt von Bündnis 90/Die Grünen erfolgreich für das Projekt verwenden kann.

Daß hier Hilfe geleistet wird, ist nicht zu übersehen , und wer diese Projekte unterstützen will, wende sich bitte an den Verein:

*SFAB e.V., Selbsthilfe-Förderung Ausländischer Bürger,*
*c/o Nabil Koulailat,*
*Gehrenseestr. 6, Haus D, Zi. 500,*
*13053 Berlin,*
*Tel.:/Fax: 4 97 51 45*

*Waltraud Schwab*

# ZUNGE ZEIGEN





**Interview mit Maria Schmidt**

**Mit Nonnen im Film hat sich Maria Schmidt eingehend beschäftigt. Idealisierung der Unberührbaren, versteckte Frauenliebhaberinnen, dramatische Entsagerinnen ... Im Film wird den Nonnen nur Absolutheit und absolutes Klischee angedichtet. Film ist eben immer Fiktion. Kann man anhand von Nonnen im Film das Thema Ausgrenzung überhaupt thematisieren?**

**Maria Schmidt:** Man kann, aber man muß nicht. Die Nonnen, die im Kloster leben, grenzen sich selber aus. Wenn wir aber das Wort „ausgegrenzt" hören, denken wir sofort an die Menschen, die ausgegrenzt werden, also eher Opfer sind. Das würde ich aber bei den Nonnen nicht so sehen. Nonnen werden im Spielfilm benutzt, um sie wieder einzugrenzen. Auf jeden Fall in der Fantasie der Filmemacher.

**Sind Nonnen im Film demnach nichts als eine Plattform für die Filmemacher, anhand der sie ihre eigenen Vorstellungen von Frauen thematisieren können?**
Wessen sonst? Es wurde eine uniformierte Frau gesucht und gefunden. Die Nonne als Inbegriff der entweiblichten Frau, die man wieder zur Frau machen kann. Erst wird sie eingekleidet, entweiblicht, die Haare werden abgeschnitten und dann kommt in den meisten Filmen wieder die Umkehrung, die Rettung quasi. Für Frauen, die sich in der Realität zum Nonnentum entscheiden, gilt aber, daß sie diesen Schritt in die umgekehrte Richtung tun. Sie grenzen sich absichtlich aus.

**Was, glaubst Du, ist der Grund, warum Frauen an den Punkt kommen, an dem sie sich ausgrenzen wollen?**
Um utopische Momente leben zu können. Man könnte das ja auch 'innendrin', also innerhalb der gesellschaftlichen Muster, die für die Mehrheit gelten, versuchen. Aber sie sagen, innerhalb dieser Muster will ich gar nicht so leben, wie ich es für mich richtig finde. Das würde dann was anderes werden.

**Du hast von utopischen Momenten gesprochen und daß es innerhalb der Mehrheitsgesellschaft keinen Platz dafür gibt. Woran denkst du da?**
Ganz spontan an Arbeit als Nichterwerbsarbeit, an Arbeit als eine kreative Tätigkeit. Dann auch an politische Arbeit, an Engagement in der Frauenbewegung oder in anderen Befreiungsbewegungen, außerdem an Konsumverweigerung als Gewinn an Lebensqualität. Aber das sind meine Utopien und wenn ich daran denke, denke ich nicht an Nonnen.

**Also sind die Nonnen nur ein Beispiel, anhand dessen bestimmte Lebensläufe rekonstruiert werden können,**
**Dir aber geht es jetzt darum, wie man weg von den Nonnen hin zu unseren eigenen Biografien und Lebensplänen kommt?**
Das ist doch viel spannender.

**Fühlst Du Dich innerhalb unserer Gesellschaft ausgegrenzt?**
Gerne.

**Du spielst mit der Idee, daß Du nicht angepaßt bist?**
Ja, sonst könnte ich gar nicht arbeiten.

**Warum nicht?**
Um kreativ zu sein und Ideen entwickeln zu können, brauche ich das Gefühl von Unabhängigkeit. Die Ideen hätte ich nicht, wenn ich Vollzeitarbeit machen würde.

**Du glaubst, kreative Energie kann man nur dann entwickeln, wenn man sich mit der Gesellschaft reibt?**
Ja.

**Und in welcher Form reibst Du Dich an der Gesellschaft?**
Indem ich dem, was zur Zeit das höchste Gut in der Gesellschaft zu sein scheint, nämlich einem Arbeitsplatz, nicht meine Priorität gebe. Nicht Natur, Gesundheit, Weltfrieden oder Gerechtigkeit, sondern ein Arbeitsplatz scheint neben der Leerformel 'Demokratie' das höchste Gut unserer Gesellschaft zu sein. Ich habe dazu gerade neulich eine Statistik gelesen. Ich reibe mich schon deshalb an der Gesellschaft, weil ich in bezug auf diese Werte eine ganz andere Rangfolge habe. Und es erschreckt mich eigentlich immer wieder, wie sich heute auch in der Frauen- und Lesbenszene die Thematiken verschoben haben. Jetzt wird fast nur noch über Karriere, Geld, Konsum und Weiterkommen geredet.

**Glaubst Du nicht, daß das daran liegt, daß der ökonomische Druck immer stärker wird? Ist das nicht mit ein Grund, warum heute soziale Utopien auch in der Frauenszene kaum mehr diskutiert werden?**
Das hängt sicher auch damit zusammen, aber ich möchte trotzdem mal 'ne Lanze brechen für Konsumverzicht als Distanzierung zum kapitalistischen System. Konsumverzicht bedeutet nicht zwangsläufig, daß man weniger Genuß hat. Im Gegenteil: Für mich ist es beispielsweise selbstverständlich, daß ich keinen Führerschein habe und auch keinen machen werde. Für andere wäre das vielleicht ein Verzicht, ich aber hielt es für einen immensen Gewinn, wenn auch viele andere kein Auto benutzen würden. Die AutofahrerInnen sind doch die, die verzichten: auf Natur, auf saubere Luft, ja sogar auf ihre eigene Gesundheit. Leider gibt es nur wenige Frauen, die gegen den Strom schwimmen. Es regt mich wirklich total auf, wie bereitwillig mittlerweile am Konsum partizipiert wird. Du beklagst Dich doch auch, daß die Frauen immer unpolitischer werden, immer weniger passiert und als Begründung kommt: „Ich hab keine Zeit, ich such grad ´ne Arbeit." oder „Ich hab kein Geld." Mir fehlt an dieser Stelle die Reflektion. Wer grenzt hier wen aus? Wer fühlt sich hier von wem ausgegrenzt? Und liegt unsere einzige Aufgabe nur noch darin, möglichst nicht mehr ausgegrenzt zu sein? Sicher, die Gesellschaft grenzt aus, aber sie grenzt auch ein. Es ist etwas ganz anderes, ob die Gesellschaft und der Staat mich ausgrenzt oder ob ich gar nicht eingegrenzt werden will. Ich gucke an jeder Ecke, daß ich nicht einbezogen werde.

**Wie machst Du das?**
Indem ich keine finanzielle Absicherung anstrebe. Indem ich viele Sachen, die für andere wertlos sind, nutze. Indem ich so wenig wie möglich mit dem Staat in Berührung komme. Indem ich, statt vom Staat Recht und Schutz einzufordern, rechtsfreie Freiräume suche, Nischen, die vom Gesetz nicht tangiert werden.

**Ist das Deine Art von Gelöbnis?**
Ich gelobe es niemandem, außer mir selbst.

**Der Verlust politischer Ideen hängt sicher nicht nur mit dem materiellen Druck von außen zusammen, sondern auch damit, daß wir gar nicht mehr wissen, wofür und wie wir uns für etwas einsetzen sollen. Und wie wir den Zusammenhang herstellen sollen.**
Aber die Themen sind doch dieselben wie vor zehn oder zwanzig Jahren. Gewalt gegen Frauen, Verarmung der Frauen, Naturzerstörung, Ausbeutung der sogenannten „Dritten Welt."

**Trotzdem, auch Du betrachtest Dich als Einzelkämpferin. Ist nicht gerade das das Dilemma? Fehlt nicht die Plattform, auf der Feministinnen zusammenkommen können und von der aus kraftvoll politisch agiert werden kann? Du sagst, Du läßt dich nicht eingrenzen, um kreativ arbeiten zu können. Darin siehst du deine politische Handlung. Aber das macht noch keine Bewegung.**
Ja. Ich bin genauso einzeln, wie die, die jeden Tag zur Arbeit gehen. Ich bin auch nicht politischer. Ich finde das aber nicht richtig. Wenn es mehr Frauen gäbe, die nicht den gängigen Werten hinterherhecheln würden, die sich wieder auf ideelle Werte beziehen würden und auf existentielle, dann würde wieder etwas in Bewegung kommen. Das ist aber jetzt kein Plädoyer für weibliche Bescheidenheit, ich will überhaupt nicht, daß Frauen sich bescheiden, aber

ich glaube, daß es für Frauen oder Feminisitinnen vor zwanzig Jahren nicht darum ging, wieviel Geld man hatte. Vielleicht kann ich das alles so sagen, weil bei meiner Arbeit ein großes Problem wegfällt, nämlich die Konkurrenz. Ich bewege mich in einem Rahmen, wo ich keine Konkurrenz habe. Vielleicht habe ich Glück gehabt. Ich bin in dem Sinne keine Künstlerin. Künstlerinnen haben vielleicht mehr Konkurrenz. Ich mache ja Videocollagen und habe relativ gute Wege und Mittel gefunden, wie ich das ohne Geld machen kann. Ich stelle Spielfilmszenen unter bestimmten Gesichtspunkten zusammen, recherchiere, sammle, schaue mir eine Unmenge von Filmen an, analysiere und montiere dann die Filmausschnitte thematisch neu zusammen. Ich habe aber noch nie gehört: „Ach, das hat die X. aber schon gemacht". Vielleicht hätte ich dann andere Schwierigkeiten, obwohl ich Konkurrenz nicht fürchte.

**Du hast eine Videocollage über Nonnen im Film gemacht und über Frauenknastfilme ...**

... und über Mörderinnen und vor zehn Jahren das erste über Lesben im Spielfilm. Das neue Thema ist die Zunge. Wer weiß, vielleicht habe ich dieses Thema intuitiv gewählt, weil es eine Metapher nicht nur für Sinnlichkeit, sondern auch für Sprache ist. Wir brauchen wieder mehr Kommunikation, um von unseren Individualtrips 'runterzukommen.

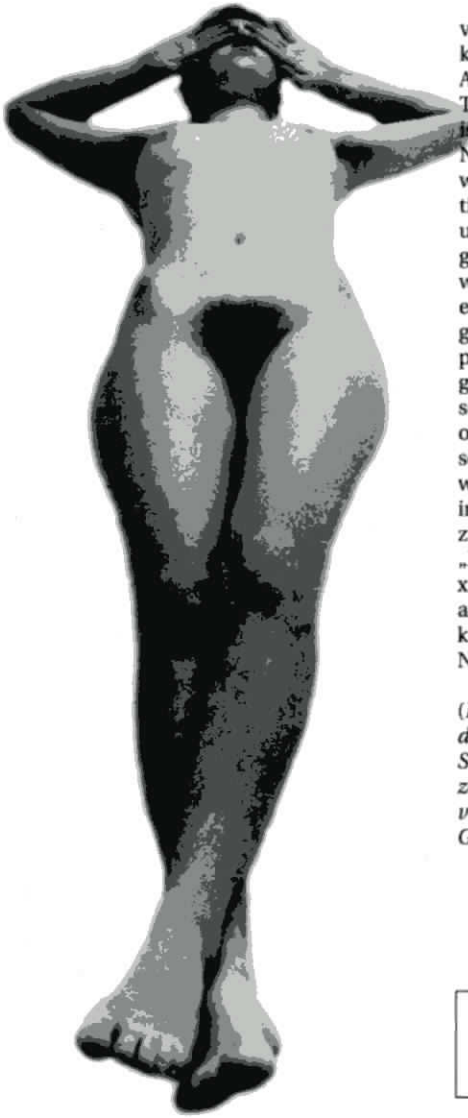
*Zu „Nonnen im Film" ist auch ein Buch erschienen. Erhältlich über Maria Schmidt, Tel: 3 93 17 75*

*Laura Meritt*

## FRIGIDE FREGATTE ODER FICK DICH INS KNIE!

Ja, das ist so eine zwiespältige Sache mit dem Sex, mit der deutschen Position dazu und dann auch noch mit Schimpf und Sünde. Vor allem, wenn frau frau ist, egal ob mehr oder weniger „weiblich", Hauptsache Loch, was noch?
Uns haftet die ganze Lach-Palette vom Kühlschrank (mit 3-Eisfach) bis zum heißen Ofen an, vom Luxus-Gleiter bis zur alten Galeere. Keine (Neben-) Sächlichkeit wird ausgelassen, um uns pars pro toto treffend zu beschreiben, auch die weibliche Kühler- oder Galionsfigur schmuckstückt das Status (quo) Symbol. Frigide kommt von frigidus, lat., masc. = kalt und wurde erstmals im 19. Jahrhundert auf Frauen angewendet, die sich einer Heirat oder sonstiger Kopulation verweigerten. Vor allem Feministinnen, die das Wahlrecht (Suffragetten) forderten, wurden allein schon wegen der schönen Assonanz als FF bezeichnet bzw. die beiden Wörter synonym verwendet. nun waren nicht nur einzelne Suffragetten bekannt dafür, daß sie besonders flott auf die Straße gingen, denn die Revolution beginnt ja auf der Straße, wie jede Bordsteinschwalbe zu singen weiß. Auch die Blaustrümpfe, jene gebildeten Damen des 16. Jahrhunderts, die als erste in die literarischen Salons stürmten und des übertriebenen Intellekts sowie der Nachäfferei von Männern angeklagt wurden, trugen die damals symbolträchtige Farbe Blau für Erotik an ihren einsehbaren Beinkleidern. In den 70ern wurde die lila Latzhose als Lustkill-Metapher für die ganze Frauenbewegung genommen, unabhängig davon, wieviel internen Spielraum diese zum stundenlangen Strip ließ. Insiderinnen sprachen vom Zwiebel-Look, und kein Auge blieb trocken!
Die Frigitten von heute sind wie damals oder übermorgen all diejenigen, die gerade oder generell (nicht) verfügbar sind. Lesben, Huren und Feministinnen vorne weg, dicht gefolgt von Frauen in (Führungs-) Positionen und allen anderen Selbst-tätigen und denkenden Betreiberinnen. Ist sie nicht einnehmbar, erscheint sie als Festung, um so mehr reizt es, sie zu erobern. Mittlerweile hat mann allerdings die Lokomotive der sozialen Bewegung dampfen und pfeifen gehört und so öffentlich entdeckt, daß Feministinnen schön und trotzdem intelligent sein können, auch Lesben sich als Models für Zeitschriften eignen und sogar Huren mehr als 2 Sätze ununterbrochen hintereinander aufzusagen imstande sind, nicht nur auf französisch. Karrierefrauen wird zielstrebiges und strategisch beeindruckendes Vorgehen beim Sex nachgesagt, auch Brillenträgerinnen werden erotisierend ins Werbebild gesetzt. „Coole" Frauen sind immer noch besonders reizvoll, Blondinen und Andersfarbige mit schönen Augen weiterhin auf der Hitliste, Androgyne mega-in, aber auch IQ ist kein Hindernisgrund mehr..., wenn sie denn endlich rangeht oder rangehen läßt. Daß Frau selbstbewußt aktiv wird, gefällt ganz gut, erweitert es doch den Hurizont. Wenn nicht, ist sie eine Hure. Eine

Feministin als Freundin ist gut, fürs Bett, wenn nicht, ist sie frigide, also eine Hure. Eine Lesbe als Freundin ist gut fürs Renommée, wenn nicht, ist sie eine Hure, treibt es mit Frauen. Eine Hure ist eine Hure ist eine Hure, eine feministische, eine lesbische, eine Hure. Die Dreiheiligkeit wirft viele Falten, und das nicht nur auf Männer. Haben diese mit ihrer Impotenz zu kämpfen, wenn sie beim Schwanz gepackt werden, ist es unter Frauen eher die weibliche Potenz, die schreckt. Das Frauenleiden HWG, häufig wechselnder Geschlechtsverkehr, führt zu anderen Ufern und Überschwemmungen, Erosion der Höhlen, sprich „Ausleierungen".
Fregatten haben große Rümpfe, die viele Passa-Gierinnen beherbergen können. Ein Schiff, das sich Gemeinde nennt, besingt die Kirche das Wunderwerk Frau. Fregatten sind schnell segelnde, dreimastige Geleitschiffe, die der Göttin Freya gewidmet sind. Diese ist wiederum für unsere Lustgewässer verantwortlich, ist sie doch die germanische Göttin der sexuellen Liebe, eine Feuchtigkeitsgöttin. Freya nennt sich auch Frigga, von der auch to frig = ficken kommt. Schon im 16. Jahrhundert meinte frig = kopulieren und masturbieren und die Fricatricen sind all jene Reiberinnen, die meist Lesben genannt werden und keineswegs Trockenübungen praktizieren. Der Freitag, altengl. Frigedaeg, war dieser Sex-Göttin gewidmet und deshalb sollte frau als Stimulust Fisch essen, vom Geruch und der Form her ein altes Symbol für die Möse, das auch im AT überliefert ist. Christliche FleischfresserInnen haben aus dieser sinnlichen Praxis dennoch den Tag gemacht, an dem Eva angeblich



verbotene Äpfel aß, Christa ans Kreuz kam und wir deshalb fasten müssen. Auch Freitag, der 13., einst ein heiliger Tag wegen der 13 des Mondkalenders, ist ins sinnenlose Unglück verkommen. Nun liegt ES an uns, alte Traditionen wieder zu beheben, Nässe und Feuchtigkeit als Jungbrunnen zu erfahren und unsere eigene Mösenkultur zu ver-pflegen. Schimpfwörter wirken nicht, wenn wir die Sünde aus den eigenen Segeln entgegenblasen. Nur wenn Sex als Negativum oder bestimmtes Maß (Humpen? Schoppen?) genauso wie die Kopfgröße und dessen Volumen normiert gesehen wird, trifft ein Wort des zuviel oder zuwenig. Tun wir es aber solange, soviel und so bunt, wie wir uns dabei wohl fühlen und eventuell „die Kirche im Dorf lassen", kann es genau oder so zu einer sog. Hirnwixerei sexzessieren. „Fick dich ins Knie" ist eine schöne sexuelle Variante und eine Pflaume kann auch sehr pfiffig sein. Obschönes kommt lustvoll, wenn frau es nur will. Nutten und Nüttchen lassen grüßen.

*(Laura Méritt, Sexpertin und Autorin des Buches „Animösitäten und andere Sexkapaden". Das erste Lexikon zur zeitgenössischen sexuellen Sprache von Frauen, konkursbuch Claudia Gehrke Verlag, Tübingen 1994)*

*Maria Rainer*

CH LEBE –

ES LEBE DIE FREMDHEIT!

**Oder:**
**Die, der, das Fremde: mein Zuhause**

WEIBBLICK muß sein. Also bereitete ich mich vor. Ich legte einen Kissen-Bezug bereit. Der ist aus schwarzem Samt, bestickt mit Regenbogen und in bunten Farben der Text: Life is a journey – travel it. Einer meiner Lieblingssätze: Das Leben ist ´ne Reise, also reise. Und somit haben wir den Bezug (die Welt, das Bummeln und icke) geschafft.
Das Kissen ist ein irgendwann irgendwo gefundenes Souvenir, Hippy-Stil. Eine Erinnerung an die Zeit (späte 60er Jahre), als ich in California war und rumflowerpowerte. Der Rausch war allgegenwärtig und bot sich immer wieder, hier um die Ecke, dort auf dem Strand, an. Mit diesem und jener ging ich für eine Weile mit, sagte meistens ja zu vielen und vielem. Und blieb ein happy, go-go, lucky girl.
Immer schon habe ich mich wohlauf in der Welt gefühlt und Sprachen haben einen richtigen Geschmack für mich, ich lasse sie buchstäblich auf der Zunge zergehen. Ich fühl´ mich wohl obwohl u n d weil ich mich fremd fühle, bezeichne mich als Xenomanin (Xenophobie heißt ‚Fremdenangst'; in mehreren Sprachen das Äquivalent für ‚Ausländerhaß'. Ich empfinde und bin also das Gegenteil.)
Welt oder Welten, es gibt viele Ansichten und Perspektiven darüber:
1., 2., 3., 4.; oder doch eine usw.
Ein anderer meiner Lieblingssätze ist: Nichts ist selbst-verständlich. Eine Welt für sich, viel-leicht. Zu mir paßt besser: Viele Welten für mich.
Oder, wie Cat Stieglitz gedichtlich zusammenfaßte: „daß ich lieben kann/wen ich will/wann ich will/und wie ich will/aber kein kostüm für diesen auftritt will passen" (In: Wo die Nacht den Tag umarmt. Hg. Gudula Lorez) Nichtsdestotrotz füge ich hinzu: Für Kostüm im Plural begeistere ich mich immer wieder, immer noch.

Weiter mit Weibblick auf die Welt.
Erst einmal im Rückspiegel betrachtet: bißchen *bio*-grafie.
Leitmotiv: Am Anfang war das Wort. Als ich ungefähr 4 war, lief ich mit meiner ebenso kleinen Freundin durch den Garten und wir unterhielten uns so: „Wowwiwrawa blahyeah…" – da spwachen wiwr amewikanisch im Garten meiner Großmutter. Es waren die ersten Nachkriegsjahre, und ich nehme mal an, daß wir doch dies und jenes aus Gesprächen der Erwachsenen zum Thema der Zeit mitKRIEGten. Ohne Zweifel, denn es war auch ein weiteres Spiel mit dieser Art von Reden verbunden. Ihr Bruder war nämlich „unser Mann", und der hatte einen kleinen olivfarbenen Jeep mit einem weißen Stern drauf (kennen wir doch, oder?!). Der war also Soldat, und kam regelmäßig aus dem Krieg nach Hause und brachte dann immer was für uns mit. (Den Brecht-Song: „Und was bekam das Soldatenweib …" kannten wir nicht.) Wir saßen in der Gartenlaube, und er brachte immer Blut mit, was wir aus imaginären oder richtigen Täßchen tranken (spielten damit Kaffeeklatsch, wie richtige Ladies das so machen am Nachmittag.) Also, so spielte die Zeit und Weltgeschichte mit uns mit, wir mit der usw.
Warum es genau amerikanisch sein mußte … naja, später fand ich (offiziell) heraus, daß ich ein Kind eines amerikanischen (mir unbekannt gebliebenen ) Soldaten war und bin.
Meine Mutter, eine Holländerin, arbeitete nach dem Krieg in Heidelberg für die US-Army-Headquarters. Nur so nebenbei: Sie „machte Quartier" für das Militär, etwas grob ausgedrückt: Sie mußte Deutsche aus ihren Wohnungen/Villen herausschmeißen, und dann zogen die Offiziere dort ein. Ich bin also: Made in Germany. Auch: Ein Liebeskind (nicht: ein liebes Kind), Befreiungs-, Befreier- oder Friedensbaby.

Alles das: Verschiedene Welten. Große Politik, kleine Leute, Kinder- und Erwachsenenwelt, Länder, Sprachen und wer-ist-wer&was in der jeweiligen Gesellschaft.

Einige Jahre später mit 8 bin ich immer, sobald meine Mutter einkaufen war, in ihren Schrank gestürzt. Denn dort, unter ihrer sehr sinnlichen Wäsche, lagen Fotos. Da betrieb ich eine Art Kult, fast meditativ gestaltet, und betrachtete die Gruppenfotos von Militärs (ein ganzes Regiment) oder verliebten Paaren im Militärfahrzeug. Hintergrund: Deutschland in Ruinen. Der Krieg war offiziell vorbei, es bebte die Liebe, love, l´amour, ljubov. Auf die Abrüstung folgte sehr schnell die Entrüstung über das Benehmen der Frauen und Mädchen, die sich

„so leicht", so hieß es immer, den Befreiern hingaben. Es war eine Masse Bewegung, es war eine Massen-Bewegung. Und es blieb die Faszination für fremde, andere, unbekannte Welten.

Als ich etwa 6 war, heiratete meine Mutter. Ich war mir aber immer bewußt, daß dieser Mann in unser Leben hineinspaziert war, doch so hatte ich, wie andere, einen sichtbaren Vater. Auch „die Norm" ist eine Welt; wie zum Beispiel die Kernfamilie mit 2-3 Kindern. Wir spielten alle mit. Und dieser Vater mit seiner eigenen Marke Fremdheit war ja keine Ausnahme. Meine Betrachtungen lehrten mich: Es gibt keine Väter. Ein Vater/Mann, der sich wirklich kümmert, der in das Familienleben ausnahmlos einbezogen (voll integriert) ist, ist rar. Es gibt zwar heute die neuen Papis, doch diese neuen Ansätze sind noch im Anfangsstadium. Selbstverständlich sind sie noch lange nicht. Und sie benehmen sich sehr anders als Mütter, allgemein gesprochen. Nicht immer im Negativen, aber es sind erst Umriße einer neuen sozialen Position, da ist noch nichts gefestigt. Medial sind sie manchmal eher Mode-Er-schein-ung. So lebte (auch) meine Mutter fast wie eine alleinstehende Mutter mit Kindern. Er finanzierte unser Leben, schickte uns gerne auf Reisen. Und wir reisten gerne. Also keine Panik.

Zurück in diese Zeit. Bevor wir also alle zusammen im Ehe-Hafen landeten, lebten wir, Mutter und Kind, in einem Heim, wo sie als Pflegerin arbeitete. Ich hatte eine Mutter und eine Pflegerin in einer, dazu noch andere Pflegerinnen und viel mehr Kinder um mich herum. An die 50 waren es, alles Kinder von den Befreiern. Ich hatte Liebe und Sicherheit und doch eine große Freiheit in dem Sinne von ihr nicht festgehalten zu werden, so wie viele Kontaktpersonen und -persönchen (-töchterchen). Das Fremde: die Vertrautheit.

Gleich zu Anfang der ersten Schuljahre hatte ich oft auch ältere Freundinnen, die mir ihre Puppen gaben, für die sie sich schon wieder zu alt fühlten.
Sie nahmen mich mit, ich kam zu ihnen zu Besuch. Zu mir brauchte jemand nur zu sagen: „Kommste mit?", und ich stand praktisch angezogen und mit Übernachtungsköfferchen bereit.
„Life is journey ..."

Früher Ausflug in die Sexwelt. Mit etwa 10 hatte ich einen 16 jährigen Babysitter, der auch so etwas wie m/ein Freund war. Er brachte mich ins Bett und spielte mit mir. Streichelte mich überall, besonders gern im Höschen (ist natürlich: am Möschen), also am liebsten ohne. Und fragte: Was gefällt dir besser, ohne oder mit Höschen? So weit, so gut, und alles schön. Kennen irgendwie doch die meisten, brauche ich nicht weiter auszuführen (nehme ich an). Die Freund/inschaften mit älteren Kindern, Menschen hatten was Fürsorgliches und waren Abenteuer zugleich. Das Bekannte wurde durchstreunt, die Fremde exploriert. Also Reise.

Ja, und so ist das mein ganzes Leben eben gegangen; ich habe Hunger, ich habe Durst, ich habe Lust nach/auf Exotik und auf die Anderen. Heute formuliere ich es so: Das Fremde, die Fremde ziehen mich an (und aus, find´ick jut) –

dort fühle ich mich Zuhause. Im (Hol-) Land der Geburt, wo ich die ersten 16 Jahre lebte, zu wohnen, kann ich mir nicht vorstellen. Ich spreche (natürlich!) die Sprache, ich weiß (einiges) über die Geschichte jenes Landes, bin aber seit über 30 Jahren nicht mehr dort. Ich

habe, seit ich 16 war, nicht mehr als ein Jahr dort gelebt. Ich sage: Ich habe mich daran gewöhnt, Ausländerin zu sein. Klar, bin ich mir bewußt, daß ich eine privilegierte Ausländerin bin: die Haut ist hell genug und noch so´n paar Sachen.
Ich kann mich in mehreren Sprachen verständigen (beHERRsche sie als Dame UND als Schlampe). Damit kann ich auch Geld verdienen, auch nicht schlecht. Denn, soviel ist wohl auch klar: Was ist ein Weib-Blick ohne Geld?! Ohne kommste nicht weit. A fact of life oder auf gut (?!) deutsch: ´ne Selbst-Verständlichkeit.

Der deutsche Kult der Bodenständigkeit und Heimatverbundenheit ist für mich daher unverständlich. Dazu noch UN-zeitgemäß, UNpassend UNd überhaupt UN. Ich kann nichts dafür; aber ich will zugeben, daß ich – da war ich schon über 40 – zum ersten Mal so etwas wie Heim-Weh gehabt habe. Also doch. Allerdings nach meinem letzten Wohnland, Australien, in dem ich 16 Jahre lang lebte, bevor ich hierher nach Berlin kam (jetzt auch schon wieder fast zehn Jahre her). Der passende englische Ausdruck dafür: How time flies when you´re having a little fun. (Kinder, wie die Zeit vergeht, wenn´s Spaß macht.)

Thema jetzt: Wandern in der Welt. Aus und ein, um und durch. Und natürlich wieder ein Kommentar: Eigentlich bereue ich es etwas, daß ich in Deutschland, ausgerechnet Deutschland, lebe. Eigentlich paßt ein traditionelles Einwanderungsland besser zu mir. Da ist es nicht selbstverständlich, wo du herkommst. Viele haben einen Akzent (gefällt mir). Leute haben Namen, die schon nicht selbst-verständlich sind. Wenn eine Gisela oder Andrea oder Ines heißt, da gibt es nicht groß ´was zu fragen. Namen sind für mich bereits oder versprechen Geschichte/n. Ich kannte ´mal zwei Schwestern, die hießen Androula und Kyproula (buchstäblich: Tochter des Menschen/Mannes, Tochter von Zypern) – da mußt du nachfragen!

Natürlich weiß ich, daß in den USA, Kanada oder Australien nicht alles reibungs- und problemlos zusammenpaßt oder zusammenhält. Aber die Norm ist die, der, das Fremde. Die Fremden bilden die gesellschaftliche Grundlage. Was selbst-verständlich ist, ist, daß viele Leute auf der Welt viele gute Gründe haben, sich in Bewegung zu setzen und in die reichen Länder einwandern zu wollen. Die „Stimme des Blutes" ist ein Anachronismus und eignet sich nur für den Groschenroman, nicht für Demark-Dollar-Yen-Realität. Das wahre Leben, wa.

Also Gewichtung und Daheit und zum Schluß (bald) noch einige Haltestellen m/eines Lebens.
Mein Fokus auf „die Welt" mußte, wollte, durfte und konnte ich also mehrmals verändern. Das habe ich mit Ländern so gemacht, mit Menschen, mit Sexuali- und sonstigen Tätigkeiten. Money makes the world go ´round, so ist es nun mal. Zwischen sex und drugs und rock´n´roll habe ich auf anderer Leute ihre Kinderlein aufgepaßt (!), war im Büro und Puff, wenn nicht ganz zuhause, dann doch im Einsatz, wanderte aus und ein, und nochmal ein und aus (Toronto, Sydney, Berlin), heiratete, schied, habe hetero, bi und lesbisch zu genießen gelernt, Genossin, und traf auf allerhand Leut´ bei Tag & Nacht, Nebel & Sonnenschein.
So habe ich in der ersten Reihe der Weltgeschichte Platz genommen, wie beim Monterey Pop Festival, wo Jimi Hendrix und Janis Joplin zum ersten Mal groß herausgekommen sind. August 1968 war ich ganz zufällig in Prag und am 10. November 1989 habe ich in Berlin auf der Mauer getanzt.

Vielleicht fasziniert es mich, eine gewisse Randposition einzunehmen und dann doch wieder mittendrin zu sein. Dazu paßt irgendwie, nachdem ich längere Zeit in Deutschland lebe, als Übersetzerin in bzw. für Gedenkstätten zu arbeiten. Am Rande (als nicht-Deutsche) und doch hautnah mitzukriegen, wie die Diskussion und die Praxis zur NS-Zeit und KZ-Geschichte nach wie vor geführt, gelebt werden, und nicht zuletzt darauf etwas Einfluß auszuüben. Dazu ganz kurz, denn ich liebe die Welt der Anekdote, eine. Jüdisch-Deutsche Einwanderer (m/w) der 30er Jahre im damaligen Palästina wurden öfter (bissig-witzig) gefragt: „Kommen Sie aus Idealismus oder aus Deutschland?"

Genug der Assoziationen. Das Land des Lachens und Lächelns ist auch meins – es kann überall und über alles sein. Meine Tränen machen mir auch keine Angst, und sonst ist eine solche Phase „with a little help from my friends" zu er/sie/tragen.
Leben. Eben. Weib&Weitblick.

*Leo Tesch*

# LESBEN UND ÖFFENTLICHKEIT

**Im Gespräch mit Gabriele Kerntopf, Lesbenbeauftragte Brandenburg**

*„Eine Lesbe zu sein, bedeutet, eine Weltsicht zu haben...Wir alle wissen, daß Lesbischsein heißt, die Regeln zu durchbrechen. Sobald eine bestimmte Gruppe eine Regel ausnahmslos bricht, allein durch ihre Existenz, braucht diese Gruppe eine Theorie." Dies schrieb Elena Dykewomon in ihrem Beitrag zu „Lesbian Theory and social Organisation" 1989. Die Feministische Rechtszeitschrift „Streit", herausgeben vom Verein „Frauen streiten für Recht e.V." setzte sich in Heft 4/94 mit der rechtlichen und sozialen Situation von Lesben und den lesbischen Lebensgemeinschaften auseinander. Die Situation vieler Lesben in den neuen Bundesländern, vornehmlich in den Kleinstädten und Ortschaften unterscheideT sich noch sehr von den Angeboten für Lesben in den alten Bundesländern.*

**L. Tesch: Frau Kerntopf, Sie haben die Bedingungen für Lesben im Land Brandenburg kennengelernt. Vor drei Jahren zog es Sie in das Land Brandenburg nach Cottbus und seit Dezember 1994 sind Sie Lesbenbeauftragte im Land Brandenburg. Sie sind 41 Jahre alt, von Beruf Mutter von drei Kindern...**

**G. Kerntopf:** Ja, ich war viele Jahre verheiratet und mein Coming-Out hatte ich vor zehn Jahren, daß heißt, ich ging als Lesbe nach außen.

**Ein gewagter Sprung von der gesellschaftlich gern gesehenen Ehefrau und Mutter zur lesbischen Mutter mit drei Kindern, welche Bedingungen für Ihr Coming-Out fanden Sie im Nordrhein-Westfalen vor?**

Bereits vor zehn Jahren waren die Bedingungen für mein lesbisches Coming-Out gut, anders als die Bedingungen, die ich im Land Brandenburg vorfinde. Daß heißt, ob ich nach Düsseldorf, nach Wuppertal, Köln oder Dortmund fuhr, ich bekam ein Netz von Treffs, Cafes für Lesben, Sportgruppen, politische Lesbengruppen, Lesbenberatungen, Coming-Out-Gruppen bis hin zu Diskotheken „serviert". Diese Städte liegen dicht beieinander und waren bereits vor zehn Jahren unkompliziert mit Auto oder Bahn zu erreichen. Ich mußte mich nicht fragen, was ich jetzt tun muß, um Kontakte zu Lesben zu finden. Daß auch diese Vernetzung, das Angebot für Lesben bei weitem noch nicht ausreicht, steht auf einem ganz anderen Blatt und ist, was das Thema: „Lesben und Öffentlichkeit" anbelangt, ein noch weites Arbeitsfeld.

**Und für die Lesbe auf dem Lande?**

Auch dies ist m.E. kein Problem, denn es bestehen gute Verbindungen mit oder ohne Auto zwischen den Ortschaften zu den Städten. Das erfordert und erforderte auch von mir damals natürlich viel Eigeninitiative.

**Jetzt sind Sie im Land Brandenburg und ...**

... als ich vor drei Jahren nach Cottbus zog, fand ich zunächst einmal nichts vor. Kein Lesbencafé, keine Lesbengruppe, keine Interessenvertretung noch eine Rechtsberatung für Lesben. Das Frauenzentrum in Cottbus bot zu diesem Zeitpunkt nichts speziell für Lesben an. Das Cottbusser Frauenzentrum ist mittlerweile in ein Haus in der Thiemstraße 25 umgezogen. Der Anspruch dieses Frauenzentrums ist, zunächst vordergründig den kulturellen und politischen Raum, ein Podium für Frauen zu schaffen und, so nehme ich doch an, nach und nach auch inhaltlich die lesbische Lebensweise in ihr Konzept aufzunehmen. Dieses Jahr ist es uns erstmalig gelungen, ein lesbenspezifisches Thema in die Brandburgische Frauenwoche in Cottbus einzubringen.

**Ist Cottbus, eine Kleinstadt mit 120 000 EinwohnerInnen, die einzige Möglichkeit für Lesben aus den umliegenden Orten, Lesben zu begegnen. Wo trifft Lesbe die Lesbe?**

In Lübbenau, Spremberg, Lübben gibt es keinerlei Treffpunkte. Es ist m.E. günstig, in Cottbus eine Vernetzung

aufzubauen, Treffpunkte und Rechtsberatungen usw. für die Lesben aus den umliegenden Ortschaften und natürlich auch für die Cottbusser Lesben anzubieten. Wie gesagt, als ich vor drei Jahren kam, suchte und nichts fand, dachte ich, das kann doch nicht sein. Ich begann mich damals sehr intensiv damit zu beschäftigen, welche Bedingungen findet Lesbe im Land Brandenburg vor, wie stellt sich die Situation für Lesbe aus Cottbus, Potsdam, Brandenburg sowie den umliegenden Ortschaften dar?
Jetzt gibt es in Cottbus nicht nur den Verein „Lebensart e.V.", sondern auch den in Sommer 1994 von uns gegründeten Brandenburgischen Landesverband...

**Sie sind Vorstandsfrau des Brandenburgischen Landesverbandes und Sie waren bis November 1994 Vorstandsfrau des Vereins „Lebensart e.V."?**
Ja, der Verein „Lebensart" entstand 1993, mittlerweile sind wir 70 zahlende Lesben und Schwule, wobei die Lesben zahlenmäßig am stärksten vertreten sind.

**Und wo können sie sich treffen?**
Inzwischen haben wir für die Vereinsfrauen und -männer einen festen Bürositz. Wir konnten Arbeitsplätze für zwei ABM-Kräfte, eine Frau und ein Mann, schaffen und seit drei Wochen existiert das erste Lesbencafé in Cottbus. Es finden dort Lesungen, themenspezifische Abende und und und statt. Es ist für mich faszinierend, das politische Coming-Out der Lesben in Cottbus zu erleben. In Nordrhein-Westfalen war ich eine für bundesdeutsche Verhältnisse gute Vernetzung von Lesbenprojekten, Initiativen, Beratungen etc. gewohnt und dann diese Bedingungen in Cottbus! Sie forderten mich geradezu zu meinem politischen Coming-Out heraus. Die Gründung des Vereins „Lebensart e.V." z. B. ist, bereits Resultat meines politischen Anspruchs.

**Die Bedingungen im Land Brandenburg als Stein des Anstoßes zu einem beruflichen Engagement?**
**Sie werden sich hier als Lesbenbeauftragte nicht nur für die kulturelle Vernetzung von lesbischer Lebensart und -weise einsetzen, Ihr Engagement beinhaltet natürlich auch die mit einer politischen Vernetzung verbundene rechtliche Verbesserung der Situation für Lesben.**

Damit verbunden sind natürlich Forderungen an die Verwaltungsebenen.
Das heißt, der in der Landesverfassung Brandenburgs unter anderem in Artikel 12 (Gleichheit), Absatz 2 sowie Artikel 26, Absatz 2 formulierte Anspruch:
*(2) Niemand darf wegen seiner Rasse, Abstammung, Nationalität, Sprache, seines Geschlechts, seiner sexuellen Identität, seiner sozialen Herkunft oder Stellung, seiner Behinderung, seiner religiösen, weltanschaulichen oder politischen Überzeugung bevorzugt oder benachteiligt werden.*
Artikel 26:
*(2) Die Schutzbedürftigkeit anderer auf Dauer angelegter Lebensgemeinschaften wird anerkannt.* – ist in die Verwaltungsebenen einzubringen und in der Praxis anwendbar zu gestalten.
Für lesbische Lebensgemeinschaften besteht z.B. nicht die Möglichkeit, zu heiraten, um auch die für diese Lebensgemeinschaft so alltäglichen Probleme wie Mitsorgerecht für die gemeinsamen Kinder oder das Erbrecht für die Lebensgemeinschaft älterer Lesben, Wohnberechtigungsschein, Kaufrecht, Kreditrecht, Vormundschaft, Adoption ... zu organisieren.
Eine andere Ebene ist die mögliche berufliche Diskriminierung von Lesben und den notwendigen rechtlichen Schutz davor durchzusetzen.
Die Einzelne hat kaum die Möglichkeit, zu sagen, hier ist die Verfassung, nun stellt mich mal wieder ein, sollte ihre Lebensweise ein Kündigungsgrund sein.
Ich verstehe mich als Mittlerin zwischen den Ministerien, den Verwaltungsebenen sowie dem persönlichen Anliegen der Einzelnen.
Dazwischen habe ich zu vermitteln. Ich werde eine Lobby für Spezifik der Lesbischen Lebensweise schaffen und diese als ein selbstverständliches Thema in die unterschiedlichsten Verwaltungsebenen einbringen.
Das bedeutet weiterhin: daß alle auf Dauer angelegten Partnerschaften vom Staat ebenso geschätzt und gefördert werden sollen wie die traditionelle Form, die Ehe. Unabhängig davon, wie ich persönlich zu der Lebensform Ehe stehe. Es ist wichtig, Rechtsberatungen für Lesben aufzubauen, Rechtsanwältinnen zu finden, die sich für diese besondere Rechtssituation interessieren, und sie mit unserem Wissen zu sensibilisieren. Eine weitere sehr wichtige Ebene ist die inhaltliche Auseinandersetzung mit den verschiedensten Lebensformen in den Schulbüchern.
Der Verantwortliche im Ministerium für Bildung und ich erarbeiten derzeit ein Konzept, in dem wir auf die fehlende

Darstellung der gleichgeschlechtlichen Lebensweise in den Schulbüchern verweisen und Angebote erarbeiten, wie diese dargestellt werden könnte.
Die progressivste ist derzeit die Darstellung von alleinerziehenden Müttern. Wo, frage ich, wo aber finden meine Kinder in den Schulbüchern die Lebensform wieder, in der sie leben?
M. E. muß bereits in der ersten bis vierten Klasse klargestellt werden, daß es verschiedene Möglichkeiten, miteinander zu leben, gibt.

**Die Festlegung auf diese eine Form legt natürlich bereits bei den Kindern den Grundstein für zukünftige Diskriminierungen, überflüssige Aus- und Abgrenzungen sowie die Ablehnung von anderen möglichen Lebensweisen ...**
Genau. Wir „organisieren" diese festgelegten Bilder von Familie, Vater/Mutter/Kind(er) mit, wenn wir nicht weitere mögliche Modelle u. a. in den Schulbüchern vorstellen. Die HeteroGesellschaft sagt: Das ist die Norm! Und alles, was nicht der Norm entspricht, ist anders. Wir müssen uns einfach mal die Folgen dieser Festlegung bewußt machen.

**Das Tolerieren von verschiedenen Möglichkeiten zu leben, kann nicht von den Kinder noch von den Jugendlichen geleistet werden?**
Nein, ich werbe nicht um Toleranz, ich werbe nicht darum, daß die lesbische Lebensweise zum Beispiel toleriert wird. Denn Tolerieren bedeutet für mich nur etwas stehen lassen oder etwas gerade mal so ertragen zu können. Ich fordere Akzeptanz. Ich denke, daß zählt, daß die verschiedenen Lebensweisen rechtlich und sozial anerkannt sowie gleichberechtigt nebeneinander existieren dürfen. Das ist mein Anspruch, mein politisches Ziel.

**Frau Kerntopf, ich möchte Sie am Schluß unseres Gespräches ein wenig „provozieren". Was würden Sie tun, wenn ein in allen Bundesländern geltendes Antidiskriminierungsgesetz verabschiedet ist, wenn die rechtliche Basis für die lesbische Lebensweise als eine von vielen anderen Lebensformen gleichberechtigt im Bürgerlichen Gesetzbuch integriert ist und als das Andere kein Thema mehr ist?**

Ich gehe davon aus, daß einerseits unsere rechtlichen Mühlen sehr langsam mahlen und daß Akzeptanz, etwas akzeptieren lernen, noch lange ein Thema sein wird und daß wir Lesben m.E. viel sichtbarer in die Öffentlichkeit gehen sollten, d.h., die Medien für unser Anliegen sensibilisieren und unsere Rechte vehementer einfordern sollten.
In diesen Punkten sind uns die Schwulen einen großen Schritt voraus. Wenn ich die Forderungen des Schwulenverbandes in den Faltblättern lese wie „Wir wollen, daß Schwule ihr Recht bekommen – ein Antidiskriminierungsgesetz für Schwule", „Mehr Rechte für nichteheliche Lebensgemeinschaften", „Schwulenrechte in die Berliner Verfassung", „Aids bekämpfen, die Rechte von Aids-Erkrankten sichern!", „Schwulenrechte in die Verfassung", frage ich mich natürlich, wo bleiben die Lesben, ihr Lesbenverband zum Beispiel?
Und wenn Sie mich fragen, was wäre, wenn zum Beispiel im Jahre 2010 gleichberechtigte Lebensbedingungen für Lesben geschaffen, die Vernetzung im Land Brandenburg aufgebaut wäre, dann muß ich zunächst einwenden, daß ich persönlich dann in Rente sein werde und die Früchte meiner Arbeit als „Berufslesbe" genießen könnte.
Bis dahin werde ich für mich geklärt haben, ob ich mich für eine internationale Lesbenpartei zum Beispiel engagiere oder vielleicht als „Alterspräsidentin" im Vorstand eines Lesben-Kommunikati ons-Zentrums zum Beispiel arbeiten möchte. Brandenburg ist ein sehr progressives Bundesland, ich könnte mir durchaus vorstellen, daß hier im Land Brandenburg ein solches Zentrum entstehen könnte. Als Vorstandsfrau würde ich darauf bedacht sein, daß in diesem multikulturelle Zentrum, es ist dann eines von vielen kulturellen Zentren verschiedener Lebensweisen und Nationalitäten im Land Brandenburg, alle Belange lesbischer Lebensweise integriert sind. Neben einem Arbeitskreis der Feministisch-Lesbischen-Theorie, einem literarischen Salon, einem lesbischen Kabarett ... sollte der Raum für die internationale politische lesbische Plattform geboten werden. Also rundum ein Ort lesbischer Kultur. Sie werden dann vielleicht ein Gespräch über lesbische Schuh- und Kleidermode führen und dann in den Bars und Diskotheken für alle Altersklassen, dem lesbischen Restaurant usw. recherchieren. Nicht zu vergessen das Archiv lesbischer Kunst und Schrift und Film und Theater und Medien ...
Was ich ausgelassen habe, ist durch engagierte, phantasievolle Lesben zu füllen.

**Vielen Dank für das Gespräch.**

*Marinka Körzendörfer*

DIE GESCHICHTE VON ATLANTIS

Atlantis, die sagenhafte Insel, ist nicht untergegangen. Sie ist nicht von den Meereswogen überspült worden.
Atlantis ist so trocken und mit Leben erfüllt, wie alle Länder ringsum.
Irgendwie hatte ich es schon lange geahnt. Woher konnten sonst die vielen ausgemalten Berichte ihres Lebens stammen? Ich weiß jetzt, was mit Atlantis geschehen ist. Mein Verdacht ist zur Gewißheit geworden.
Wer von ihren BewohnerInnen, hätte von ihrem Leben berichten können?
Bei einem plötzlichen Versinken in den Fluten wären all ihre Zeugnisse, Beweise ihrer Existenz und auch ihre Chroniken im Meer untergegangen und begraben worden.
In den vergangenen fünf Jahren ist meine Ahnung gewachsen. Zwei Berichte gaben mir in den letzten Tagen endgültig Gewißheit.
Der Berliner TV-Sender B 1 brachte eine Programmankündigung der Sendung „Kirchplatz". Es ging um 50 Jahre Religionsunterricht in Berlin.
Text: Im März 1946 wurde von den Alliierten für Berlin die Form des Religionsunterrichts festgelegt. Er findet demnach in den Schulen statt. Die Kirche ist verantwortlich für die Durchführung und den Inhalt. Die Schule stellt ledig lich die Räume, das Licht und die Heizung. Diese Form des Religionsunterrichts gelte in Berlin so seit 50 Jahren, sagte der Sprecher.
Wie bitte? Ich bin 1960 eingeschult worden. 1972 habe ich mit dem Abitur abgeschlossen. In dieser ganzen Zeit gab es in meinen Berliner Schulen, weder in der POS (Polytechnische Oberschule) noch in der EOS (Erweiterte Oberschule) k e i n Angebot von Religionsunterricht. Aber ich bin doch in Berlin zur Schule gegangen. Oder nicht?
Vielleicht erinnere ich mich auch falsch und ich bin in Leningrad in der Schule gewesen? Doch nein, dann könnte ich russisch sprechen und nicht nur kyrillisch lesen.
In der taz vom 9. Mai dann las ich den Leitartikel „Erzwungene Emanzipation" von Susanne zur Nieden. *[Vgl. Artikel S. 20 in diesem Heft, die Red.]*
Oh ja, dachte ich, so war sie in der DDR. Gleichberechtigung war zwar durchaus der Wunsch von einigen Frauen. Doch über Patriarchat oder Frauenemanzipation wurde nicht diskutiert. Gleiche Rechte für Frauen wurden per Gesetz nach dem Maß der Männer verordnet.
Im Text dann, konnte ich zu meinem Erstaunen nach fast zwei Spalten über die Situation und die Erkenntnisse deutscher Frauen nach 1945 allgemein, ab Ende der zweiten Spalte über die Frauen in den Westzonen lesen. Zitat: „Die Forderung der ersten Nachkriegsjahre, ‚gleicher Lohn für gleiche Arbeit', konnte nicht durchgesetzt werden."
Ach, dann war der Beschluß vom 17. August 1946 der SMAD (Sowjetische Militäradministration – gesetzgebendes Organ in der Sowjetischen Besatzungszone bis zum 7. Oktober 1949), der in seinem Inhalt von der DDR voll übernommen wurde und Frauen und Jugendlichen gleichen Lohn bei gleicher Arbeit garantierte, wohl nur in Sibirien oder auf Sachalin gültig? Keine Silbe verlor die Autorin überhaupt zur Existenz der Ostzone oder gar der DDR mit ihrer anderen Entwicklung. Zunehmend wird nur noch eine deutsche Geschichte erzählt, die westdeutsche. Alles andere trägt das Etikett: DDR-Nostalgie.
Und ich? Habe ich eigentlich gelebt? Wenn ja, wo?
Plötzlich wußte ich es. Auf Atlantis!
Auch das Volk von Atlantis hatte überlebt, so wie ich. Es hatte nur das Verschwinden seines Landes erfahren.
Aus den Erzählungen von Generation zu Generation entstanden die Mythen. Atlantis´ Reichtum, der Klang seines Lebens wurde immer sagenhafter, je weiter die Zeit schritt.
Atlantis ist nicht auf dem Meeresgrund begraben. Nur sein wahres Leben ist auf den Grund des Vergessens gesunken. Atlantis hatte sich mit seiner mächtigen Nachbarinsel vereinigt.

*Uta Schlegel*

# OSTDEUTSCHE FRAUEN UND POLITIK

**13 spitze Bemerkungen zu einer traurigen Bilanz**

Bemerkenswerterweise unterscheidet sich der wissenschaftliche und politische Diskurs um die Situation ostdeutscher Frauen wesentlich von den generellen Debatten zum Transformationsprozeß in den neuen Bundesländern: Während letztere in aller Regel davon ausgehen, daß es sich in den wirtschaftlichen, politischen, kulturellen u. a. Bereichen in den neuen Bundesländern um einen Modernisierungs- und Innovationsschub handelt, um einen Abbau von (ökonomischen Effizienz-Demokratie-) Defiziten, ist demgegenüber eine prinzipielle Rückständigkeitsannahme hinsichtlich der DDR-Frauen nicht plausibel; vielmehr wird mittlerweile von einem Gleichstellungsvorsprung der ostdeutschen Frauen ausgegangen. Wiederum konträr zu diesem Sachverhalt scheint das verbreitet distanzierte Verhältnis ostdeutscher Frauen zu politischem Engagement zu liegen. Warum sind sie gegenwärtig mehrheitlich so weit entfernt von politischer und frauenemanzipatorischer Partizipation, obwohl kaum eine soziale Gruppe zur Durchsetzung ihrer Interessen so sehr wie sie dazu Anlaß hätte? Im folgenden versuchen wir, uns den Gründen dafür – natürlich unzulässig verkürzt und damit unfreiwillig apodiktisch – in 13 spitzen Behauptungen zu nähern.

**1. Für ostdeutsche Frauen ist politische Partizipation gegenwärtig Luxus:**
Individuell stellt – unter den derzeitigen gesellschaftlichen und Arbeitsmarktbedingungen – Existenzsicherung das Hauptproblem in ihrem Lebenszusammenhang dar. Politische Aktivität wird subjektiv damit zweitrangig, obwohl dies objektiv ein Paradoxon darstellt. Darin eingeschlossen liegt das Problem der Verwendung ihres Zeitbudgets (gegenüber Männern ungleich größere Belastung im familiären Bereich, größerer Kraftaufwand für die Erwerbstätigkeit bzw. Kampf um einen Arbeitsplatz).

**2. Ostdeutsche Frauen sind gelernte Paternalistinnen:**
Die DDR war ein paternalistischer Staat, indem er sich beispielsweise als der beste Kenner und Realisierer der Bedürfnisse der Teilgruppen der Bevölkerung sah. DDR-Bürger und insbesondere Frauen waren insofern eher Objekt von Politik/Frauenpolitik als Akteure. Bis heute hat sich unter ostdeutschen Frauen – hinsichtlich Problemlösungen und Gleichstellungsfragen – eine hohe Verantwortungszuschreibung an den Staat erhalten. Zudem haben sie – in der DDR und seit der „Wende" – kaum (positive) Erfahrungen damit machen können „von unten" politisch etwas zu bewirken.

**3. Ostdeutsche Frauen sind weitgehend blind gegenüber Diskriminierung qua Geschlecht:**
Sie haben – insbesondere infolge „positiver Diskriminierung" (familienpolitische Maßnahmen waren primär an sie adressiert) – nicht gelernt, subtile Diskriminierungsmechanismen (z. B. bei der Personalrekrutierung von Hochschulabsolventinnen) als strukturelle zu erkennen und haben – gegenüber westdeutschen Frauen – dafür kaum Sensibilität entwickelt. In diesem Kontext ist auch ihre bis heute mehrheitliche Distanz zu Quotenregelungen zu nennen. Daraus folgt u. a.:

**4. Ostdeutsche Frauen lösen Benachteiligungsprobleme individuell:**
Die offiziöse DDR-Politik erklärte schon Mitte der 70er Jahre die Frauenfrage als soziale Frage in der DDR gelöst. Damit wurde die Lösung (durchaus strukturell bedingter) Probleme der Frauen unzulässig auf die individuelle Ebene verwiesen. Seltsamerweise ist diese Doktrin von Frauen mehrheitlich internalisiert worden (Schlegel 1993, S. 14). Bis heute verlassen sie sich (beispielsweise bei der Arbeitssuche) eher auf individuelle Aktivitäten als auf staatliche Stellen oder eine Solidarisierung mit Gleichbetroffenen. Dies widerspricht nur scheinbar ihren paternalistischen Haltungen.

**5. Ostdeutsche Frauen halten sich für apolitisch, weil sie einem männlichen Politik-Begriff folgen:**
Politikinteresse und politische Partizipation wird traditionellerweise (und u. E. unzulässig) gemessen an Wahlverhalten, Mitgliedschaften in Parteien, Organisationen und Verbänden sowie Parteipräferenzen. Dies kann so einerseits nicht gelten für die DDR und andererseits für Frauen. Diese engagieren sich

eher im sozialen und im Nahbereich „vor Ort" (z.B. in der Kommunal-/Sozialpolitik, bei Umweltaktionen, in Kindergarten/Schule, kaum für Fragen der Wirtschafts-oder Außenpolitik)

**6. Ostdeutsche Frauen konnotieren (noch immer) Frauenbewegung/ Feminismus negativ:**
In der DDR ist die westdeutsche Frauenbewegung – anhand militanter Richtungen („Schwanz ab!") – weitgehend diffamiert worden. Noch heute haben ostdeutsche Frauen eine große Distanz zur Frauenbewegung. Aber selbstverständlich ist diese auch wesentlich mitbedingt durch ihre mangelnde Sensibilität gegenüber struktureller Benachteiligung qua Geschlecht sowie durch eher zugenommene abgrenzende Ost-West-Frauenbilder seit der Vereinigung (männerfeindliche West-Emanze, die auf korrekten feministischen Sprachgebrauch achtet, versus graue Maus der Ost-Mutti.

**7. Ostdeutsche Frauen schreiben sich jedes Dilemma selbst zu:**
Soziale und berufliche Erfolge bzw. Mißerfolge erklären ostdeutsche Frauen – höher als westdeutsche – mit ihrer eigenen Persönlichkeit. Bezogen auf politische Partizipation, bedeutet das u.a., daß für sie eine wichtige Voraussetzung politischen Engagements in der Möglichkeit/Wahrscheinlichkeit besteht, damit praktisch etwas bewirken und verändern zu können. Letzteres ist aber unter den gegenwärtigen unwürdigen (weil männlichen) Politikstrukturen eher unwahrscheinlich.

**8. Ostdeutsche Frauen kommunizieren anders als Männer in Kooperation und Auseinandersetzung, und Interessen konflikten:** Männer kommunizieren eher zuständig und maßgebend (einschl. häufiger Unterbrechung von Gesprächspartnern), Frauen eher kooperativ (einschl. respektvollerem schonendem Umgang mit Gesprächspartnern beiderlei Geschlechts). Hier stellt sich - angesichts der vorherrschenden Praxis in der politischen Interaktion – die prinzipielle Frage, welche Form des Umgangs denn die bessere ist.

**9. Ostdeutsche Frauen agieren in männlichen Verhaltensmustern, wenn sie sich in traditionell männlichen Bereichen bewegen:**
Frauen messen/vergleichen sich (in politischen, hohe Wirtschaftspositionen) mit Männern und passen sich an sie an (z.B. an familienfeindliche Zeitstrukturen); Männer zeigen umgekehrte Verhaltensänderungen nicht. Insofern gehen von (den wenigen) Frauen in der Politik kaum Beispiel- und Vorbildwirkungen auf andere Frauen aus, sich politisch zu betätigen, und sie nehmen nur wenig Netzwerkfunktionen wahr (andere Frauen nachzu- und einzubeziehen).

**10. Ostdeutsche Frauen haben Angst vor Parteien, Verbänden, Organisationen:**
Nach ihren DDR-Erfahrungen herrscht unter ostdeutschen Frauen mehrheitlich die Haltung vor: „Nie wieder Parteien und Organisationen!". Aus den Erfahrungen mit dem einheitlichen politischen Willen der DDR-Organisationen(z. B. die einzige DDR-Frauenorganisation, der DFD) resultiert der Unwille gegen Fremdbestimmung und Unterordnung unter einen angeblichen Mehrheitswillen. Die Distanz zu den neuen politischen Organisationen und Institutionen ist darüberhinaus aber nicht nur einem Informationsdefizit über deren Ziele, Strukturen usw. geschuldet, sondern auch in gewisser Weise – da es sich um importierte Ziele und Strukturen handelt – der Inkompatibilität zwischen solchen Institutionen einerseits und individuellen Lebenslagen / Wertorientierungen andererseits.

**11. Öffentliche / veröffentlichte Frauenthemen gehen an der Mehrheit der ostdeutschen Frauen vorbei:**
Traditionelle und aktuelle frauenbezogene Themen (männliche Gewalt, Pornographie, sexuelle Belästigung am Arbeitsplatz, lesbische Lebensform, §218) treffen nicht den Nerv der meisten ostdeutschen Frauen. Dieser Nerv – bei nach wie vor präferierter Erwerbsarbeit – liegt mehrheitlich im Kampf um einen Arbeitsplatz bzw. (bei vorhandenem Arbeitsplatz) im Kampf gegen den allgegenwärtigen Leistungsstreß. Demgegenüber steht die Schwierigkeit, angesichts der in dieser Frage unterschiedlichen Interessenslagen der Ost- und der Westfrauen und angesichts des verengten Arbeitsmarktcharakters, das Thema „Frauenerwerbsarbeit" auf bundespolitischer Ebene zu thematisieren. Zudem finden sich ostdeutsche Frauen nicht wieder in den öffentlichen Debatten, die den ostdeutschen Transformationsprozeß als Wandel von fremdbestimmten, langfristig planbaren Lebensläufen hin zu selbstbestimmten, pluralistischen thematisieren. Die ostdeutschen Frauen können sich so nicht wahrnehmen.(z. B. früher eher freie Entscheidungen für ein Kind – auch ohne Partner, für Scheidung – auch mit kleinen Kindern, ohne an den Rand der Gesellschaft zu geraten, Durchsetzung von Rechten am Arbeitsplatz, ökonomische Unabhängigkeit vom Partner, Erwerbsarbeit).

**12. Die Interessenslagen ostdeutscher Frauen (einschl. der politischen) laufen zunehmend auseinander:**
Nicht nur die gegenwärtige und künftige Rekonstruktion der Geschlechterverhältnisse in der Gesellschaft, sondern auch die verschärfte Konkurrenz auf dem Arbeitsmarkt sowie sozialpolitische Regelungen führen zu deutlichen Differenzierungen innerhalb der ostdeutschen Frauen, wie dies an Tendenzen deutlich wird wie: Erwerbsarbeit um jeden Preis (Sterilisation), 3-Phasen-Modell (Erziehungsurlaub mißverstanden als verlängertes Babyjahr), weibliche Armut (im Alter, als Alleinerziehende). Hier ist u. E. gegenwärtig noch deutlich zu unterscheiden zwischen einerseits Interessenslagen und Lebensentwürfen ostdeutscher Frauen und andererseits ihren aktuellen realen Lebenslagen, da letztere vielfach außendeterminierte, unfreiwillige Anpassung an neue Zwänge darstellen.

**13. Die Ziele frauenpolitischen Engagements sind für ostdeutsche Frauen (noch) nicht plausibel:**
Die Frauen- bzw. familienpolitischen Strategien des DDR-Staates waren offensichtlich gut geeignet, sich der Loyalität der Frauen gegenüber dem Staat zu versichern (vgl. die hohe DDR-Identifikation nach 1972, nach dem Boom sozialpolitischer Maßnahmen, oder 1990 die zunehmenden geschlechtsdifferenten Haltungen zur absehbaren Vereinigung der beiden deutschen Staaten). Nach ihren Erfahrungen mit Quotierung und familienpolitischen Maßnahmen der DDR fühlten sich die Frauen privilegiert und andererseits spürten sie früher wie heute eine subtile bis offene Ausgrenzung und Diskriminierung auf dem Arbeitsmarkt ( z. B. geschlechtstypische Personalrekrutierungsstrategien, Entsolidarisierung der Frauengenerationen infolge „Babyjahr", „Freistellung zur Pflege bei Krankheit des Kindes").

Das schwer zu lösende Kernproblem besteht wohl nach wie vor darin, wie die Spaltung von produktiven und reproduktiven Bereichen in der Gesellschaft aufzulösen sei – sicher nicht über einen männlich definierten Arbeitsbegriff, über bezahlte Hausarbeit, eher möglicherweise über neu zu definierende Lebensarbeitszeiten für beide Geschlechter. Letzteres wäre geeignet, den Prestigegewinn bei weiblicher Erwerbsarbeit gegenüber Prestigeverlust für „Hausmänner" allmählich abzubauen. Nur aus solchen oder anderen Strategien, die geeignet sind, endlich die Geschlechterverhältnisse per se in der Gesellschaft zu verändern, lassen sich u. E. auch aktuelle, für Frauen plausible Ziele frauenpolitischen Engagements ableiten, wenn damit gleichzeitig aktuelle Problemlagen berücksichtigt werden können. Damit wird der „Gordische Knoten" evident zwischen

- durchorganisierten, hierarchischen Strukturen von Parteien und Organisationen mit festgeschriebenen Spielregeln und
- dem weiblichen Unwillen, sich politisch zu engagieren, weil damit verbunden ist, sich aus Gründen (vermeintlicher oder tatsächlicher) Effektivitätssteigerung sowie aus Rentabilitäts- und Rationalisierungskriterien Hierarchien und Mehrheiten zu unterwerfen.

Angesichts dessen beliebt zu fragen, wer die patriarchalischen politischen Strukturen im Interesse der Frauen ändern soll, wenn nicht sie selbst?

*(Dr. phil. Uta Schlegel, Kommission für die Erforschung des sozialen und politischen Wandels in den neuen Bundesländern (KSPW), Halle)*

*Christiane Schindler*

# GEMEINSAMES SORGERECHT?

**Ja, auf Wunsch beider Eltern, nicht als Regelfall!**

In schöner Regelmäßigkeit teilt Bundesjustizministerin Leutheuser-Schnarrenberger per Presseerklärung mit, daß sie einen Gesetzentwurf vorbereitet, der vorsieht, daß das in der Ehe gegebene gemeinsame Sorgerecht beider Elternteile nach einer Scheidung automatisch fortbesteht. Die SPD, die sich als die Partei der großen Kindschaftsrechtsreformen versteht, ist über das Stadium der Presseerklärungen schon hinaus. Sie hat bereits in der letzten Legislaturperiode einen Antrag in den Bundestag eingebracht, der ebenfalls das gemeinsame Sorgerecht nach der Scheidung als Regelfall vorsieht. Die Abgeordnete v. Renesse hat angekündigt, diesen Antrag noch vor der Sommerpause wieder in das Parlament einzubringen.
Druck machen die sog. Väterrechtsorganisationen. Sie heißen „Väteraufbruch", „DIALOG", „Streitfall Kind", „Interessenverband Unterhalt und Familienrecht e.V.", „Verein Humane Trennung und Scheidung e.V.", „Verband Scheidungsgeschädigter – Bürgerinitiative gegen Kindesentzug und Unterhaltsmißbrauch" oder nennen sich „Aktionsgemeinschaft zur Verwirklichung der Rechte des Kindes in der BRD". Ihnen geht es – so sagen sie – nur um das Wohl ihrer Kinder. Der Mythos greift. *Stern* und *Spiegel*, das Fernsehen bieten das Bild von den bemitleidenswerten Vätern, die nicht nur von ihren Frauen verlassen wurden (ca. 2/3 der Scheidungen werden von Frauen eingereicht), sondern denen diese auch noch die Kinder genommen haben. Mit tränenerstickter Stimme wird der Blick ins leere Kinderzimmer gewährt, werden Männer ausschließlich als liebende, zur Sorge bereite Familienväter dargestellt, werden Frauen zu egoistischen Monstern, die ihren Kindern den Umgang mit dem Vater verweigern. Kindesentführungen wegen Sorgerechtsstreitigkeiten oder Verzweiflungstaten haben mediale Hochkonjunktur. Keine Nachfrage bei den Ex-Ehefrauen, wie denn die tagtägliche Sorge für die Kinder während der Zeit des ehelichen gemeinsamen Sorgerechts geregelt war. Kein Bemühen herauszufinden, warum Frauen es in den entsprechenden Fällen nicht wollen, daß ihre Kinder Kontakt zum Vater haben. Kein Nachforschen, wie es denn mit der Zahlung des Kindesunterhalts aussieht oder warum im Einzelfall per gerichtlicher Anordnung das Umgangsrecht entzogen wurde.
Das viel größere Problem ist jedoch, daß die gesellschaftliche Wirklichkeit mit dieser Art Berichterstattung völlig auf den Kopf gestellt wird. Der Normalfall findet in den Medien nicht statt. Den erfährt Frau jedoch bei „SHIA"* oder beim „VAMV"**, beim „dpw" oder bei den Familienverbänden – egal welcher Konfession. In der Regel verweigern sich nämlich die geschiedenen Väter den Bedürfnissen ihrer Kinder nach Umgang, stehen die Frauen auf der Matte, um für die Kinder wenigstens die 2 Wochenenden im Monat und die Urlaubszeit einzufordern, die dem nichtsorgeberechtigten Elternteil laut Umgangsrecht zustehen. Sie sind es, die zu Detektivinnen und Prozessierenden werden, um die Zahlung des den Kindern zustehenden Unterhalts zu erwirken.
Keine Diskussion darüber, warum die Risse in der schwer betonierten männlichen Rollenfestsetzung nach dem hoffnungsvollen Aufbruch in den 70igern in den letzten Jahren kaum tiefer geworden sind. Kein Nachdenken darüber, warum der VW-Arbeiter die 4-Tage-Woche nicht als Chance begreift, um sich am 5. Tag den Bereich der Reproduktionsarbeit zu erschließen, sondern lieber in den Nachbarort fährt, um dort seinem Zweitjob nachzugehen. Keine Überlegungen dazu, wie das Armutsrisiko alleinerziehender Frauen und damit auch ihrer Kinder wirkungsvoll verhindert werden kann.
Und noch etwas: Mit der Verkürzung der Debatte auf die Forderung nach dem gemeinsamen Sorgerecht als Regelfall wird der Anschein erzeugt, als ließen sich die individuellen Probleme und die mangelnde Kooperationsfähigkeit, die Eltern nach einer Scheidung hindern, vor allem das Umgangsrecht einvernehmlich auszugestalten, mittels dieses Rechtsinstituts aus der Welt schaffen.
Statt sachbezogener Debatte also das auf Emotionen gerichtete, medienwirksame Agieren der *„etablierten, von scheidungsbetroffenen Männern getragenen Verbände, die sich vor allem auf unterhaltsrechtliche Fragen kaprizieren.."*[1]
Wobei sie betonen, daß Sorgerecht und Unterhalt natürlich getrennt zu disku-

tieren seien. Sie stellen die Forderung nach dem gemeinsamen Sorgerecht als Regelfall, weil diese – so behaupten sie – unzweifelhaft die am meisten dem Kindeswohl dienende Regelung sei.
Schaut frau jedoch genauer hin, geht es hier nicht ums Kindeswohl, sondern um Elternrechte pur. Im Kern reduziert sich die Forderung nach dem gemeinsamen Sorgerecht als Regelfall auf die Herstellung der formalen Rechtsgleichheit beider Elternteile nach der Scheidung. Es geht um Rechte, um Entscheidungsbefugnisse. Rechte, die an die biologische und nicht an die soziale Elternschaft geknüpft werden. Rechte ohne Pflichten, denn daß die Kinder in der Mehrzahl der Fälle bei der Mutter wohnen – und zwar unabhängig von der gewählten Sorgerechtsform – finden nämlich auch die um die Regelfallregelung kämpfenden Männer (und auch Frauen) in Ordnung. Da gebe es doch eine natürliche Arbeitsteilung der Geschlechter und insbesondere wenn die Kinder noch klein sind...
Und so finden sich in den Vorschlägen von Bundesjustizministerin und SPD auch keine Vorgaben zur Regelung von Pflichten (z.B. der Unterhaltszahlung), sondern werden nur Rechte definiert. Frau Leutheuser-Schnarrenberger will dem Elternteil, bei dem sich das Kind rechtmäßig aufhält, eine Alleinentscheidungsbefugnis in Angelegenheiten des alltäglichen Lebens einräumen. *„Er (der Elternteil – d.V.) kann also ohne Rücksprache entscheiden, wann das Kind geweckt wird, was es zum Essen erhält, welche Fernsehsendungen es sehen darf, wann es zu Bett gehen muß, usw."*[2] Die SPD berechtigt den Elternteil, der das Kind in seinem Haushalt allein oder überwiegend betreut, Rechtsgeschäfte, die im Zusammenleben mit Kindern regelmäßig vorkommen, für das Kind abzuschließen.[3] Die Liste der Rechtsgeschäfte bleibt jedoch unvollständig und Gegnerinnen des gemeinsamen Sorgerechts als Regelfall vermuten zu Recht, *„daß die fitten Väter mehr Rechte erstreiten werden. Warum sollten sie sich mit einer fast symbolischen Entscheidungsbefugnis abfinden wollen ?"*[4]
Und dies alles dient einzig und allein dem Kindeswohl. Das liest sich dann in einem Urteil des Oberlandesgerichtes Bamberg so: *„Für den rechtlichen Bereich folgt die Bedeutung gemeinsamer elterlicher Sorge daraus, daß das Kind zwei voll berechtigte Eltern und damit zwei gleichberechtigte Ansprechpartner behält. Sein Rechtsstatus wird daher gegenüber dem eines Kindes aus bestehender Ehe nicht verdünnt; ein ´Absinken' in die Position eines nur mit einem sorgeberechtigten Elternteil ausgestatteten nichtehelichen Kindes wird verhindert."*[5]
Ich denke, dies bedarf keines Kommentars. Ebenso wenig wie die Argumentation Fthenakis – eines vehementen Verfechters der Regelfallregelung –, der das gemeinsame Sorgerecht deswegen als Vorteil für das Kind sieht, weil *„der Umstand, daß nach wie vor beide Elternteile mit der Erziehung befaßt sind, ... einen gewissen Schutz des Kindes vor unangemessenem Erziehungsverhalten, z. B. Überbehütung (bietet). Erziehungsmängel des einen Elternteils können durch den anderen Elternteil ausgeglichen werden"*.[6] Frauen hört die Signale!
Bei so gewichtigen Vorteilen liegt es in der Logik der Argumentation, daß *„das Vetorecht eines Elternteils gegen die gemeinsame elterliche Sorge entfällt, denn es kann nicht vom Willen eines Elternteils abhängen, ob die gemeinsame oder alleinige elterliche Sorge ausgesprochen wird. [...] Die Fähigkeit und der Wille der Eltern zur kindeswohlorientierten Kommunikation und Kooperation sind entscheidende Kriterien zur Erziehungsfähigkeit"*.[7] Mittlerweile liegt der erste Fall vor, in dem demjenigen Elternteil, das sich dem gemeinsamen Sorgerecht verweigerte, die Erziehungsfähigkeit abgesprochen wurde (Familiengericht Kamen). Das Amtsgericht Groß-Gerau übertrug das gemeinsame Sorgerecht gegen den ausdrücklichen Willen eines Elternteils. Diese gerichtlichen Entscheidungen stellen gegenwärtig noch Extreme dar. Sie deuten jedoch die Richtung an, in die in einem Klima, in dem das gemeinsame Sorgerecht a priori als etwas Gutes, als eine dem alleinigen Sorgerecht überlegene Sorgerechtsform angesehen wird, die Entwicklung gehen kann. Schon jetzt wird es üblich, daß Jugendämter und Gerichte *„zum Wohle des Kindes tätig [...] werden,[...] um unter Ausschöpfung ihrer Möglichkeiten die Voraussetzungen für die denkbar beste Regelung, die gemeinsame elterliche Sorge, zu schaffen"*.[8] Das ist der Ruf nach Zwangsberatung und bedeutet psychischen Druck, Stigmatisierung und Disqualifizierung desjenigen Elternteils, der den Antrag auf alleiniges Sorgerecht stellt.
Die Absurdität der ganzen Debatte wird besonders deutlich, führt frau sich die bisherige Sorgerechtspraxis in der BRD vor Augen. Bisher ist es in der BRD Gesetzeslage, daß bei einer Scheidung von den Familiengerichten von Amts wegen auch über die nacheheliche Sorgerechtsform entschieden wird. 1982

erklärte das Bundesverfassungsgericht die Regelung im BGB für ungültig, nach der nach einer Scheidung immer einem Elternteil die elterliche Sorge für das gemeinschaftliche Kind zustehen soll. Seitdem haben Eltern, die dies wünschen, die Möglichkeit, bei Gericht das nacheheliche gemeinsame Sorgerecht zu beantragen.

90 Prozent der Scheidungen verlaufen einvernehmlich. D. h., die Eltern sind sich über die zu regelnden Fragen, einschließlich der nachehelichen Sorgerechtsregelung, einig. In 87 Prozent der Scheidungen heißt dies, daß auf Vorschlag der Eltern der Mutter das alleinige Sorgerecht zugesprochen wird. Nur ca. 4–5% der Eltern beantragen das gemeinsame Sorgerecht. Diese Zahl ist in der letzten Zeit leicht steigend. Dies hängt jedoch weniger mit einer wachsenden Akzeptanz dieses Rechtsinstituts als vielmehr mit dem Wirksamwerden der Jugendämter zusammen. Das 1991 in Kraft getretene Kinder- und Jugendhilfegesetz verpflichtet die Jugendämter, die Eltern bei der Entwicklung eines einvernehmlichen Konzepts für die Wahrnehmung der elterlichen Sorge, das als Grundlage für die richterliche Entscheidung über das Sorgerecht nach der Scheidung dienen kann, zu unterstützen (17 KJHG). Im Rahmen ihrer Beratungstätigkeit üben die Jugendämter zum Teil massiven Druck auf die Eltern aus, das gemeinsame Sorgerecht zu wählen. In München wurde auf diese Weise ein Anteil von mittlerweile 20 Prozent erreicht. Es liegen kaum Statistiken und nur wenige, zwar durchaus interessante aber nicht repräsentative Einzeluntersuchungen zur Praxis des gemeinsamen Sorgerechts in der BRD vor. Zu berücksichtigen ist, daß diese Untersuchungen sich auf Fälle beziehen, in denen sich die Eltern bewußt für das gemeinsame Sorgerecht entschieden haben und zumindestens der Wille zur elterlichen Kooperation vorhanden ist. Aus anderen Ländern, in denen das gemeinsame Sorgerecht als Regelfall praktiziert wird, liegen recht umfassende und auch empirisch gesicherte Forschungsergebnisse vor. Und die bringen den Nachweis, daß sich in der Praxis kaum ein Unterschied zwischen gemeinsamer elterlicher Sorge, bei der das Kind in der Regel bei einem Elternteil lebt oder von ihm betreut wird,[9] und (mütterlicher) Alleinsorge mit einen vernünftigen Besuchsrecht auszumachen ist. Furstenberg und Cherlin konstatieren, *„daß die gemeinsame elterliche Sorge keine signifikanten Auswirkungen auf die Kontakte und den Kindesunterhalt hat. [...] Überdies hat diese Form [...] nicht die Beteiligung der nicht mit dem Kind zusammenlebenden Väter an zu treffenden Entscheidungen erhöht. Sie hatte auch nur geringen Einfluß auf die elterlichen Beziehungen.“*[10] Sie betonen, daß die Form der Sorge und die Besuchsfrage für die Kinder weniger wichtig sind, als das Ausmaß des Konflikts zwischen den Eltern und die Frage, wie gut der Elternteil, mit dem das Kind jeweils zusammenlebt, seinen Aufgaben gerecht wird.[11] Unabdingbare Voraussetzung für das gemeinsame Sorgerecht ist demzufolge die Kooperationsbereitschaft und -fähigkeit der Eltern, die Sicherheit, daß Konflikte zwischen den Eltern nicht über das Kind transportiert bzw. auf seinem Rücken ausgetragen werden.

Dieser Gedanke lag auch dem Urteil des Bundesverfassungsgerichts von 1982 zu grunde. Es formulierte Voraussetzungen, die erfüllt sein müssen, damit das Gericht den Eltern das nacheheliche gemeinsame Sorgerecht übertragen kann:

- die Eltern müssen gewillt sein, die gemeinsame Verantwortung für ihr Kind nach der Ehescheidung weiter zu tragen;
- sie müssen voll erziehungsfähig sein, d. h. dazu auch in der Lage sein;
- es dürfen keine anderen Gründe vorliegen, die im Interesse des Kindeswohls eine Übertragung des Sorgerechts auf nur einen Elternteil angezeigt erscheinen lassen.

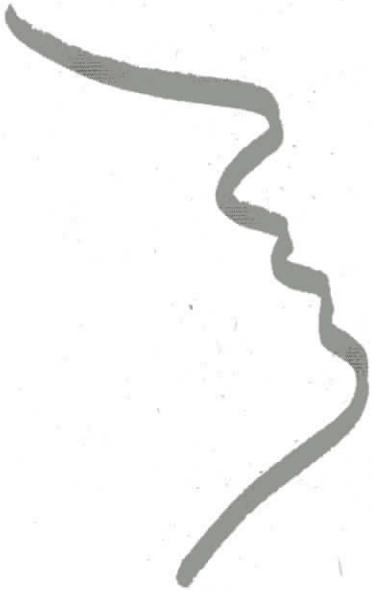
Das Bundesverfassungsgericht betonte die Pflicht der Gerichte zur Einzelfallprüfung, um „manipulierte Sorgerechtsentscheidungen“, die auf sachfremden, nicht am Kindeswohl orientierten Motiven der beantragenden Eltern basieren, zu vermeiden. Zu einer solchen manipulierten Sorgerechtsentscheidung könne es z. B. kommen, wenn das angebliche Einverständnis der Eltern auf der Erpressung des wirtschaftlich, geistig oder seelisch unterlegenen Elternteils beruht. Angesichts der Rollenfestsetzungen und damit verbundenen ungleichen Machtverteilung zwischen den Geschlechtern eine allzu begründete Befürchtung. Insofern stellte das Bundesverfassungsgericht es dem Gesetzgeber frei, durch geeignete Regelungen darauf hinzuwirken, daß die Übertragung des gemeinsamen Sorgerechts die Ausnahme bleibt.

L. Salgo vom Deutschen Kinderschutzbund verweist in seinem Nachwort in „Geteilte Familien“ darauf, daß *„die anschauliche Darstellung der Komplexität der Lebenslage der von Scheidung und Trennung betroffenen Familien und die*

*deutlich zutage getretene Grenze, um nicht zu sagen Bedeutungslosigkeit von gesetzlichen Sorgerechtsmodellen zugleich eine deutliche Warnung vor irgendwelchen `Patentrezepten' enthält, die so mancher in der BRD der Rechtspolitik anempfiehlt, um die nacheheliche Situation für Kinder zu verbessern."*[12]
Die anstehende gesetzliche Neuregelung des nachehelichen Sorgerechts hat also so zu erfolgen, daß unterschiedliche Sorgerechtsformen ohne Bevorzugung eines bestimmten Modells ermöglicht werden. Entscheidend ist, wie die Eltern gewillt und in der Lage sind, die von ihnen selbst gewählte Sorgerechtsform im Interesse ihrer Kinder auszugestalten.

* Verein alleinerziehender Mütter und Väter
** Selbsthilfeverein Alleinerziehender

[1] *Sauerborn, W., Vater Morgana? Notwendigkeit, Voraussetzungen und Ansatzpunkte eines wesentlichen Wertewandels bei Vätern, WSI-Sonderdruck 11/92.*
[2] *Presseerklärung der Bundesjustizministerin Leutheuser-Schnarrenberger vom 28.Juli 1994.*
[3] *Diskussionsentwurf der SPD-Bundestagsfraktion zur Reform des Kindschaftsrechts, Stand: 31.Januar 1995.*
[4] *Gisela Schlüter-Preuß (BAG kommunale Gleichstellungsstellen und Frauenbüros), Den Vätern das Recht, den Müttern die Sorge?!, in: Sorgerecht allein oder zu zweit?, Diskurse zur gleichstellungsorientierten Familienpolitik, Heft 1, Referat Frauenpolitik der Friedrich-Ebert-Stiftung, Bonn Dezember 1994.*
[5] *Beschluß des OLG Bamberg vom 26.1.1988, zitiert in: Verein Humane Trennung und Scheidung e.V.: Die gemeinsame elterliche Sorge. Berlin/München 1992.*
[6] *Fthenakis, W., FamRZ 1986/1145ff.*
[7] *Bundesverband DIALOG zum Wohle des Kindes e.V., Thesen zum neuen Familienrecht, Februar 1995.*
[8] *Beschluß des OLG Bamberg vom 26.1.1988.*
[9] *In 85% der Fälle, in denen am Hamburger Familiengericht das gemeinsame Sorgerecht ausgesprochen wurde, entschieden sich die Eltern für das Eingliederungsmodell (das Kind lebt bei einem Elternteil) und in 11 % für das Wechselmodell (das Kind wohnt phasenweise in den jeweiligen Haushalten der Elternteile). vergl: Oelkers, H., Kasten, H., Oelkers, A., Das gemeinsame Sorgerecht nach Scheidung in der Praxis des Amtsgerichts Hamburg - Familiengericht, in: FamRZ 1994/Heft 17.*
[10] *Furstenberg, F., Cherlin, A., Geteilte Familien, Klett-Cotta 1993, S. 209/210.*
[11] *ebenda, S. 119.*
[12] *ebenda. S. 207/208.*



*Kerstin Herbst*

# FRAUENANSTIFTUNG – UND TSCHÜSS ...

Im November 1994, als Bündnis 90/ Die Grünen gerade vier Wochen mit einer veritablen Fraktion im Bundestag saßen, hat sich die Partei an die Reformierung „ihres" Stiftungsverbandes gemacht. Dieser Stiftungsverband namens „Regenbogen" besteht aus der „Heinrich-Böll-Stiftung", die sich der Förderung von Demokratie, Grund- und Menschenrechten, Ökologie und Kultur verschrieben hat, dem „Buntstift " als Zusammenschluß der grün-nahen Länderbildungswerke und schließlich der „FrauenAnstiftung", die autonome feministische Bildungsarbeit betreibt und fördert. Alle drei Teilstiftungen traf die laut *dpa* „ultimative Drohung" des Bundesvorstandes: Entweder Reform oder politische Aberkennung und damit Schluß mit Geldern aus dem Bundeshaushalt.

Die „FrauenAnstiftung" (FAS) finanzierte viele sog. Kooperationen mit ostdeutschen Frauenzentren, Frauen-Bildungsprojekten usw. Auch die meisten Veranstaltungen und Kongresse des „Unabhängigen FrauenVerbandes" und des „Frauenpolitischen Runden Tisches" wurden in Kooperation mit der FAS durchgeführt. Aufs Ganze gesehen, war die FAS für die politische Arbeit der ostdeutschen Frauen(projekte)bewe-

gung eine angenehme und verläßliche Partnerin und „Finanzquelle". Da überhaupt noch nicht ausgemacht ist, in welchem Umfang die bündnisgrüne „Neustiftung" Kooperationsmaßnahmen mit Bildungsträgern durchführen wird, ist ein leises Bedauern ostdeutscher Frauenprojekte und -organisationen über den absehbaren Verlust einer Geldquelle durchaus angebracht.
Eine politische Bewertung der Stiftungsreform kann es aber beim Bedauern nicht bewenden lassen. Zunächst ein Blick in die Geschichte der Parteien (finanzierung) der BRD.

**Wozu parteinahe Stiftungen, wozu „politische Bildung"?**
„Die Parteien wirken an der politischen Willensbildung mit." Dieser höchst allgemein gefaßte Arikel 21 des Grundgesetzes verleiht den politischen Parteien der Bundesrepublik indirekt den Rang von Verfassungsorganen. Daraus leiteten die Altparteien den Anspruch ab, daß der Staatshaushalt ihre Arbeit subventioniere – durch die steuerliche Begünstigung von Parteispenden, die Finanzierung der Parlamentsfraktionen und direkte Zuwendungen. Da es das Parteiengesetz erst seit 1967 gibt, mußte immer mal wieder das Bundesverfassungsgericht (BVG) einspringen. 1958 befand es, daß die steuerliche Absetzbarkeit von Parteispenden grundgesetzwidrig sei. Daraufhin aktivierte die SPD ihre bereits 1925 gegründete Friedrich-Ebert-Stiftung, und die FDP gründete die Friedrich-Naumann-Stiftung. Seit 1959 flossen „für die Ausgaben der Parteien nach Art. 21 GG" jährlich wachsende Mittel des Innenministers an die Altstiftungen, zu denen seit 1964 die Konrad-Adenauer-Stiftung (CDU) und seit 1967 die Hanns-Seidel-Stiftung (CSU) gehören. Der besondere Kick: Das Innenministerium verzichtete auf politische Vorgaben der Mittelverwendung; sie mußte formal lediglich der Bundeshaushaltsordnung genügen. 1966 erklärte das BVG auch diese Finanzierungspraxis für verfassungswidrig. Zulässig sei lediglich eine Wahlkampfkostenerstattung. Aber auch aus dieser Lage fanden die Altparteien einen haushaltstechnischen Ausweg: Seit 1967 enthält der Etat des Innenministers den Titel „Globalzuschüsse zur gesellschaftspolitischen und demokratischen Bildungsarbeit", die den Stiftungen zufließen. Daneben erhalten die Stiftungen zweckgebundene Mittel aus den Etats des Auswärtigen Amtes (Begegnungs- und Multiplikationsprogramme), des Bundesministeriums für wirtschaftliche Zusammenarbeit (Entwicklungsprojekte und -programme in der sog. Dritten Welt) und des Bundesministeriums für Bildung und Wissenschaft (Studien- und Promotionsförderung für sog. Hochbegabte). Obwohl nur etwa ein Drittel der Zuwendungen umfassend, sind für Stiftungen und Parteien vor allem die (nicht projektgebundenen) Globalmittel attraktiv, da sie für alles Mögliche ausgegeben werden können – für Personal, Immobilien oder auch für politische Bildungsarbeit im Inland. 1959 erhielten die parteinahen Stiftungen 5 Millionen, 1990 bereits bereits 542,9 Millionen DM. Dies entspricht einer beispiellosen Steigerungsrate von 10 858 %.

**DIE GRÜNEN gehen stiften**
Im Herbst 1983 zogen DIE GRÜNEN (sich damals noch als Anti-Partei verstehend) das erste Mal in den Bundestag ein. Bei diesen Wahlen wurde übrigens auch jene fabelhafte schwarz-gelbe Koalition der konservativen Wende herbeigewählt, von der sich die Republik offensichtlich langsam zu befreien beginnt... Bereits Anfang des Jahres hatten die GRÜNEN das Bundesverfassungsgericht angerufen: Sie beklagten die Globalzuschüsse an die Stiftungen als indirekte Parteienfinanzierung sowie den massiven Einsatz der Stiftungen in Wahlkämpfen und für die Strategieentwicklung der jeweiligen Parteien als verfassungswidrig. Ziel der Klage war es, der Selbstbedienung der Parteien aus der Bundeskasse einen Riegel vorzuschieben.
Das mit Spannung erwartete Urteil aus Karlsruhe erging 1986. Es war sowohl für den Gründungsprozeß der GRÜNEN-nahen Stiftungen als auch für die Ingangsetzung der laufenden Stiftungsreform durch die bündnisgrüne Parteispitze von zentraler Bedeutung. Das BVG wies die Klage der GRÜNEN zwar ab, definierte aber erstmals das Verhältnis von Stiftungen und Parteien. Für verfassungswidrig erklärt wurden Wahlkampfhilfen der Stiftungen etwa durch Kredite, Anzeigen, Wahlkampfeinsätze von Stiftungspersonal und geschlossene Schulungen für MandatsbewerberInnen. Ausgeschlossen wurde auch die Organisierung und Finanzierung von Parteiveranstaltungen durch die Stiftungen. Wissenschaftliche Politikberatung und „politische Bildung im engeren Sinne der ihnen nahestehenden Partei" sei hingegen verfassungskonform. Ansonsten sei es die spezifische Aufgabe der Stiftungen, „die Beschäftigung der Bürger (!) mit politischen Sachverhalten

an[zu]regen und den Rahmen [zu] bieten für eine – allen interssierten Bürgern zugängliche – offene Diskussion politischer Fragen", wodurch „das Interesse an einer aktiven Mitgestaltung des gesellschaftlichen und politischen Lebens geweckt und das dazu notwendige Rüstzeug vermittelt" werden soll. Noch mehr als diese nicht ganz widerspruchsfreien Festlegungen erfreute die GRÜNEN die Forderung nach der „gebotenen Distanz" der Stiftungen zu den Parteien, was unmittelbare inhaltliche Einflußnahmen und Personalverflechtungen ausschloß. Die Formel von der „Parteiferne" war gefunden.
Viele GRÜNE und Menschen aus der Projekteszene betrachteten das Urteil als „Lizenz zum Gründen", zumal bereits mehrere GRÜNEN-nahe Länderbildungswerke existierten, die sich 1984 zu einem Kooperationsverbund zusammengeschlossen hatten. Debatten und Gründungsprozeß sollen hier nicht in extenso geschildert werden; über sie kann bei *Henning Fülle: Himmel auf Erden. Entstehung, Struktur und Arbeitsweisen grün-naher politischer Stiftungen, Dortmund 1992* nachgelesen werden. Es seien hier nur die wesentlichen Merkmale des Prozesses genannt: Man ließ sich genügend (zwei Jahre) Zeit für eine sehr offene und sehr öffentliche Stiftungsdebatte, in die GRÜNEN Politiker-Innen und alternative Projekte aller Art Vorschläge zur inhaltlichen Ausrichtung und zu Organisationsprinzipien eingaben. In diesem Zusammenhang wurden auch mögliche Wirkungen der „Staatsknete" auf die Partei und auf die Projekte diskutiert, etwa finanzielle Begehrlichkeiten der GRÜNEN hinsichtlich der Stiftungsmittel, „Parteiferne" vs. politische Verantwortlichkeit der GRÜNEN oder die Gefahr, daß die Sebstverwaltung der Mittel zur Selbstbedienung verkommen könnte... Schließlich fand eine Diskussion über alternative Inhalte und Methoden politischer Bildung statt, deren Ergebnisse noch heute bedenkenswert sind: Politische Bildung wurde als aktive Einflußnahme auf gesellschaftliche Prozesse, ja als Keimzelle einer neuen politischen Kultur gefaßt. Sie sollte handlungsorientiert im Sinne der Einheit von Aktion und Reflexion sein. Kollektivem Lernen als gemeinsamer Erarbeitung von Erkenntnissen wurde der Vorzug vor spezialistischem Frontalunterricht gegeben. Diese Prinzipien politischer Bindung sollten individuelle und kollektive Emanzipationsprozesse befördern.
Im November 1988 war dann mit der Gründung des „Regenbogen e.V." die Formierung des GRÜNEN-nahen Stiftungsverbandes in seiner oben geschilderten Gestalt abgeschlossen. Seine Heterogenität rührte daher, daß sich die verschiedenen politisch-organisatorischen Ansätze wie „allgemeine" Demokratie und Menschenrechte vs. Feminismus und Frauenautonomie sowie Zentralismus vs. Länderebene letztlich nicht vermitteln ließen. Mit der verteilungspolitischen Entscheidung der „Anti-Partei", die In- und Auslandsmittel vor allem in Kooperation mit alternativen Projekten umzusetzen, sollte verhindert werden, daß die Stiftung zur „Beute" einer bestimmten Strömung wurde. Durch die Weitergabe der Staatsgelder wurden Voraussetzungen einer alternativen Entwicklungs- und Menschenrechtspolitik in der sog. Dritten Welt und in Osteuropa geschaffen. Im Inland wurden Alternativprojekte stabilisiert und Öffentlichkeit für „unliebsame" Themen gefördert.
Deshalb verstanden die GRÜNEN den Regenbogen nicht als parteinahe, sondern als „politische Stiftung". Er hatte mit den Stiftungen der Altparteien außer dem Bezug von Staatsgeldern nichts gemein.

**Die „FrauenAnstiftung." Vom großen Sieg in die Reformkrise**

Frauen beteiligten sich an den Debatten um eine GRÜNEN-Stiftung von Beginn an. Wegen der chronischen Mittelknappheit für Frauenprojekte gehörten sowohl die „autonomen" Frauen, die bereits jahrelang feministische Bildungsarbeit betrieben hatten, als auch GRÜNE Feministinnen nicht zu den „Bedenkenträgern", sondern legten recht schnell Konzepte vor. Wie dem 1987 vom GRÜNEN-Bundesvorstand und der Bundesstiftungskommission herausgegebenen Reader *Himmel auf Erden? Kontroversen um eine GRÜN-nahe Stiftung* zu entnehmen ist, gab es über die Forderung nach einer 50%-Quote für die Mittel einen breiten Konsens der beteiligten Frauen. Organisatorisch war ihnen sowohl eine Querschnittslösung als auch ein Frauenbereich innerhalb der Gesamtstiftung denkbar. Sie wären auch bereit gewesen, die neue Stiftung komplett als Frauen-Stiftung (z. B. mit dem Namen Femmes fatales) zu übernehmen.
Auch über die Themen – feministische Theorie und Frauengeschichte, Internationalismus, geschlechtshierarchische Arbeitsteilung, Gewalt gegen Frauen, Auseinandersetzung mit patriarchalen Normen – bestand Konsens.

Stiftungsaktivistinnen aus Frauenbildungsprojekten gründeten im November 1987 den Verein „FrauenAnstiftung". Es war dies die „heiße" Gründungsphase der Gesamtstiftung zwischen zwei GRÜNEN-Bundesdelegiertenkonferenzen im September 1987 und im März 1988, die über das Konstrukt entscheiden mußten. Den „Anstiftungsfrauen" ist es durch außerordentliches Verhandlungsgeschick und kluge Kompromißbereitschaft gelungen, sich weder von den Länderbildungs-AktivistInnen abdrängen noch von den Böll-InitiatorInnen majorisieren zu lassen. Für die FAS wurden ein Drittel der Globalmittel, für Frauenbildungsarbeit Anteile bei Böll und Regenbogen sowie eine 70 % -Frauenquote bei den Studienwerksmitteln erkämpft.
Was machte die FAS, die, nachdem die GRÜNEN den zähen Widerstand der Altparteien überwunden hatten und die ersten Globalmittel für den Regenbogen bereitstanden, 1989 ihre Arbeit aufnehmen konnte, aus diesen Ressourcen?
Die „Anstiftung "bezog (und bezieht) sich entsprechend der GRÜNEN Stiftungsphilosophie ausschließlich auf Frauenprojekte. Sie gab sich folgende Arbeitsprinzipien: die Förderung eines ganzheitlichen, an den Bedürfnissen und Erfahrungen der Frauen orientierten Bildungskonzepts, von Interdisziplinarität und der Verbindung von Theorie und Praxis, der Vernetzung von Einzelaktivitäten und -infrastrukturen, von Dezentralität im Sinne der Vermeidung zentraler Vorgaben und einer Zentralverwaltung sowie modellhafter Umsetzungsmethoden. Das Themenspektrum künftiger Kooperationen war sehr breit. Es entsprach den Konzepten der Gründungsphase. (Später kam dann der große Bereich entwicklungspolitischer Kooperationen hinzu.) In all diesen Bereichen sollten Gegenmodelle zur patriarchalen Praxis entworfen werden.(vgl. *FrauenAnstiftung e.V. Sachbericht 1989 / Red.: Helga Braun u.a.).*
Zwar richtete die FAS seit 1990 „Dezentralen" in westdeutschen Großstädten und in Weimar ein, die eigene Bildungsangebote machen. Im Grunde war und ist die Umsetzung des anspruchsvollen Konzepts aber extrem von den Angeboten der Kooperationspartnerinnen abhängig. Überhaupt ist nach sechs Jahren „FrauenAnstiftung" vom Elan und den Hoffnungen der Gründungsfrauen, die sich auch auf das Zusammenarbeiten miteinander bezogen, wenig übriggeblieben.
Die FAS als eine politische Stiftung gilt, wiewohl sie vielen Frauenprojekten Bildungsmaßnahmen finanzierte, im Inland (nur darum soll es hier gehen) als gescheitert. Beide Fraktionen der gespaltenen Belegschaft und der Mitfrauen sprechen von einem „Reformstau", der sich über Jahre aufgebaut hätte und der ohne Kräfte von außen nicht aufzulösen sei. Dies hat vor allem strukturelle Gründe.
Die Stiftungsphilosophie des „Regenbogen" – die Weitergabe von „Staatsknete" an den alternativen Sektor – war bereits 1988 ebenso revolutionär wie anachronistisch, weil es identische Interessen von „Partei" und „Bewegung" unterstellte, die es nicht gab und nicht gibt. Sie implizierte, daß die Stiftungen automatisch Entwicklungsimpulse zwischen Partei und Bewegung(en) und zwischen Bewegung(en) und Gesellschaft vermit teln können. Mitte der neunziger Jahre erweist sich, daß besonders die mit Hoffnungen und kulturrevolutionärer Symbolik hochaufgeladenen Frauenprojekte nicht schon durch ihre bloße Existenz die Gesellschaft verändern konnten. Vor allem in den alten Bundesländern ist die Frauenbewegung tief zerspalten und kann weder miteinander noch mit der Gesellschaft kommunizieren. Der fast ausschließliche Projektbezug der FAS liefert keinen Beitrag zur Überwindung der Spaltung, sondern ist selbst Teil der Spaltung und der Schwäche.
Der „Regenbogen" verhielt sich „parteifern", und die Partei verhielt sich „stiftungsfern"; ein Nachdenken über die Möglichkeiten politischer Bildung, geschweige denn ihre offensive Nutzung, fand nicht statt. In der FrauenAnstiftung wird von einflußreichen Frauen eine „Parteiferne" besonderer Güte gepflegt, die weit über das verfassungsgerichtlich Gebotene hinausgeht. Es ist dies die – teilweise durch eigene Erfahrungen mit den GRÜNEN genährte – Überzeugung, daß Parteien ausschließlich patriarchales Teufelszeug seien. Nun fanden bei den Bündnisgrünen in den letzten Jahren (aus ganz verschiedenen Gründen) keine „parteiweiten" Debatten über feministische Politik statt. Die FAS als Ganzes hat solche Debatten weder gefordert noch befördert; auf den letzten beiden Bundesfrauenkongressen war sie wie der Frauenbuchladen ABC oder das Frauenprojekt XYZ mit einem Stand vertreten. Lediglich auf Initiative einiger „dezentraler" Frauen fand 1993 eine Gesprächsrunde mit bündnisgrünen Spitzenfrauen über deren Erwartungen an die Arbeit der FAS statt.

Seit der Vereinigung orientiert sich das Bundesinnenministerium darauf, Bildungsmaßnahmen überwiegend in den neuen Bundesländern durchzuführen. Die FAS finanziert im Inland lediglich Veranstaltungen ihrer „Dezentralen", von Migrantinnenprojekten, ostdeutschen Frauenprojekten und Ost-West-Kooperationen. Der Begriff der politischen Bildung und des Politischen ist außerordentlich weit gefaßt. Bewilligt werden können eigentlich alle Anträge, die nicht berufliche Bildung zum Inhalt haben, realistische Finanzpläne enthalten und – Göttin behüte – keine Männer als Referenten vorsehen. Es fällt auf, daß das Gros der Kooperationen in Ostdeutschland Frauen-Filmreihen, Gesundheitswochen und Autorinnenlesungen ausmacht, also im „weiteren" Sinne politisch ist.
Eine Quelle ständiger Differenzen innerhalb der „Anstiftung" war und ist die „Unterwertigkeit" der Inlands-Bildungsarbeit gegenüber der sog. Internationalismusarbeit, d. h. den Entwicklungsprojekten in der Dritten Welt und Osteuropa sowie der Migrantinnenarbeit. Dies wird rein formal damit begründet, daß der Haushalt der FAS schließlich zu zwei Dritteln aus (projektgebundenen) Auslandsmitteln besteht. Die Auslandsprojekte sind in Beantragung, Abwicklung, Abrechnung und Begleitung so aufwendig, daß der zwölfprozentige Bewirtschaftungsanteil in den Projektmitteln nicht ausreicht. Da es schon lange nicht mehr möglich ist, den Konflikt um den Stellenwert von Inlands- und Auslandsarbeit politisch zu diskutieren, kehrt er jedes Jahr in den Haushaltsberatungen wieder. In den letzten Jahren flossen immer mehr Globalmittel als Personalkosten in den Auslandsbereich – auf Kosten der Inlandsbildungsarbeit. Dieser – bei aller Wertschätzung für feministische Entwicklungspolitik – politisch völlig widersinnige Zustand spaltet Mitarbeiterinnen und Vereinsfrauen und konstituiert im Grunde die Reformkrise der FAS.

**Feminismus in der Neustiftung?**
Das brachiale Vorgehen der Bündnisgrünen gegenüber dem „Regenbogen" ist selbst von denen, die eine Stiftungsreform für überfällig halten, als undemokratisch und überhastet kritisiert worden. Im Februar 1995 beschloß der Länderrat die Grundstruktur der einheitlichen Neustiftung, die sich stark an den Stiftungen der Altparteien orientiert, und legte fest, daß die Reform bis zum Beginn der Haushaltsberatungen im Frühjahr 1996 abzuschließen sei. Der Beschluß enthält keine Aussagen zu Inhalten der künftigen Stiftungsarbeit. Die Vertreterinnen der „FrauenAnstiftung" sind mit ihrer Forderung nach der 50 %-Quote für alle Gelder durchgefallen.
Die „FrauenAnstiftung" befindet sich dieses Mal in der schwächsten Verhandlungsposition aller Beteiligter. Der Vorstand, der die sich um die Auslandsbereiche gruppierende Mehrheitsfraktion vertritt, erklärt dies mit einem „backlash" in den Bündnisgrünen. Das Konzept dieser Gruppe besagt jedoch, daß alles so bleiben soll, wie es ist. Es reduziert sich auf eine 50 % -Quote, die Beibehaltung der bisherigen Arbeitsweise plus ein wenig Politikberatung und die Weigerung, von sich aus das Verhältnis zu den Bündnisgrünen zu definieren. Natürlich wird die Auslandsarbeit nicht so abrupten Veränderungen unterliegen, weil laufende Projekte weitergeführt werden müssen. Dennoch hat sich die FAS mit dem Versuch, Errungenschaften der 80er Jahre Mitte der 90er Jahre als Reformkonzept auszugeben, selbst ins Aus manövriert.
Eine Minderheitsgruppe von „Anstiftungsfrauen", die an einer Weiterentwicklung der Inlandsbildungsarbeit interessiert ist, arbeitete im und mit dem sog. Frankfurter Kreis das Reformkonzept aus, das dem Kasseler Länderratsbeschluß zugrunde lag. Damit befanden sich die Minderheitsfrauen nach außen in der Mehrheit bzw. lagen im „mainstream", wie die Mehrheitsfrauen denunzierend feststellten. Dieses Konzept beschreibt den Versuch, eine stärkere Orientierung der Neustiftung an den Bedürfnissen und erweiterten politischen Spielräumen der Bündnisgrünen mit der Beibehaltung von dezentraler Bildungsarbeit und dem sog. Aufbau Ost (der hoffentlich nicht fehlende Parteistrukturen imitieren wird) zu verbinden. Feministische Bildungsarbeit gilt als Querschnittsaufgabe, Gremien und Stellen werden quotiert.
Neben einer GRÜNEN-Akademie ist für Politikberatung, Forschung und die Organisierung von Dialogen zwischen den Geschlechtern ein „Institut für feministische Theorie und Praxis" geplant. Nach dem Willen seiner Initiatorinnen wird das Institut zum feministischen Herzstück der Neustiftung werden. Gegnerinnen und (auch wohlmeinende) Skeptikerinnen sehen eher die Gefahr, daß sich das Institut als abgehobener Elfenbeinturm mit wenig gesellschaftlicher Relevanz entwickeln und nicht zur Überwindung der „auffälligen Diskurs

armut" *Joachim Raschke* der Bündnisgrünen beitragen wird. Ein erstes Konzeptgespräch zwischen Initiatorinnen, bündnisgrünen Politikerinnen und Wissenschaftlerinnen stimmte wenig hoffnungsvoll, da sich einige sehr prominente Wissenschaftlerinnen massiv gegen jegliche Verbindung des Instituts mit bündnisgrüner Parteipolitik wandten, da dies der Freiheit der Forschung entgegenstünde.
Ob sich im bereits relativ festgefügten Neustiftungskonzept und unter Zeitdruck Feminismus wirklich als Querschnittsthema verankern läßt, wird davon abhängen, ob sich die sorgfältig nach Mehrheits- und Reformvertreterinnen quotierten FAS-Delegierten in der Übergangsmitgliederversammlung nicht gegenseitig blockieren. Beide Flügel haben ein gegenseitiges Nichtangriffsgebot vereinbart...
Der schwerste Vorwurf, den StiftungsaktivistInnen der bündnisgrünen Parteispitze entgegenhalten, besagt, daß die Partei nicht so sehr an einer Qualifizierung der politischen Bildung, sondern lediglich an den Globalmitteln interessiert sei, mit denen neun Auslandsbüros, kleine grüne Nebenbotschaften, auf allen Kontinenten unterhalten werden sollen. Die meisten Medien werten die Reformbestrebungen dagegen als Indiz für die zunehmende Normalität der Bündnisgrünen. Ernüchterung auf allen Seiten ist angesagt, denn eine parteinähere Neustiftung wird innerparteiliche Debatten nicht ersetzen, wohl aber unterstützen können. Es muß sich aber zeigen, ob aus (teils künstlich erzeugter und instrumentalisierter) Entrüstung über die Arbeit des „Regenbogen" das Kind mit dem Bade ausgeschüttet wird und eine Art „grüne Konrad-Adenauer-Stiftung" mit „Ministerialhierarchie" herauskommt oder ob die gebotene Balance zwischen Parteinähe, Zusammenarbeit mit der „Bewegung" und Hineinwirken in die Gesellschaft gelingt.

*Almuth Nehring*

# FRAUENPARTEI – DIE FRAUEN

**Erste Informationen zur Gründung der Feministischen Partei**

276 Frauen haben sich am 11. Juni 1995 in Kassel ihren Wunsch erfüllt und eine feministische Partei gegründet. Jutta Oesterle-Schwerin, eine der entscheidenden Initiatorinnen und Organisatorinnen und jetzt eine der sechs Bundessprecherinnen, sagte, daß dieser Tag der Höhepunkt ihres politischen Lebens sei. Wie sie hat eine große Anzahl der anwesenden Frauen Erfahrungen in gemischten Parteien, vor allem in der SPD und bei den Grünen, und in anderen Organisationen gesammelt. Ihre Schlußfolgerung war nicht Ablehnung von Parteien und Parlamentarismus, sondern die eigene Parteigründung. Dieser gemeinsame Hintergrund war die Basis für den Konsens der sich im vorläufigen radikalfeministischen Parteiprogramm niederschlug. Es soll während eines Parteitages in der ersten Hälfte des nächsten Jahres vollendet werden.
Professionell und ohne erkennbare Hindernisse wurde der Gründungsparteitag im Kasseler Philipp-Scheidemann-Haus abgewickelt. In einigen Änderungsvorschlägen und Wortmeldungen deuteten sich Differenzierungen an, die künftige Debatten ahnen ließen. Einige Diskussionspunkte waren die Charakterisierung von feministischer und frauenorientierter Arbeit in gemischten Parteien, das Verhältnis zum gemeinsamen Sorgerecht sowie zur Prostitution und die Analyse der wirtschaftlichen Situation. Aus den Koordinierungstreffen zum FrauenStreikTag 1994 sind das Feministische Bündnis und nun diese Partei hervorgegangen.
Ein gutes Dutzend Frauen aus den neuen Bundesländern waren anwesend, u.a. aus Potsdam, Hennigsdorf und Halberstadt. Die zum Teil schlichte Frau-Mann-Dualität in einigen Programmpassagen wird es den Frauen aus dem Osten mit der Annäherung an die Partei schwer machen. Erste Aktionen werden zeigen, ob das know how beherrscht wird, Frauen im Osten wie im Westen anzusprechen.

*Christina Karstädt*

MMAGINARIA – 3.° FESTIVAL DEL CINEMA LESBICO

Bologna, die Stadt der Linksintellektuellen, der Studenten und der katholischen Linken, liegt im Nordosten Italiens, zwischen Appeninen und Adria.
Die Emilia Romagna Region, deren Hauptstadt Bologna ist, eine fruchtbare Region mit sanften Hügeln und weitgefächerten Feldern, alten Villen und Pinienwäldern, auf ihrer Erde wuchsen Anarchismus und Widerstand gegen die Landbesitzer und Faschisten.
Auch von den hiesigen Universitäten aus gingen 1943 Studenten und Studentinnen zu den Partisanen und kämpften gegen die deutschen Besatzer, die eben noch offizielle Verbündete gewesen waren. Nach dem Krieg wurde ein Kommunist Bürgermeister und das ist so geblieben bis in die Gegenwart, fünfzig Jahre lang. Bologna, die Stadt der Museen, Galerien und Theater, ist auch die Stadt der Lesben- und Schwulenbewegung Italiens. Ein Land der Homophobie, der katholischen Familienstrukturen und des Madonnenkultes ist keine Heimat für Lesben, aber welches Land auf der Erde ist das schon. Hierher, nach Bologna kommen Lesben aus allen Regionen Italiens.
Hier entstand das erste Frauenhaus Italiens in den 80er Jahren. Das Frauenhaus, in dem sich Frauen beraten, unterstützen und schützen können, und ein Frauen-Dokumentationszentrum werden mit Geldern und Räumen und Stellen von der Kommune gefördert.
Das Centro di Documentazione delle Donne mit der Biblioteca Nazionale delle Donne in der via Galliera, mit seinen 12.000 Büchern und 214 Periodika, einem Archiv des internationalen modernen Feminismus, der Frauenbewegung in der Emilia Romagna und (in Vorbereitung) der Geschichte der italienischen Suffragetten zwischen 1800 und 1900, ist in dieser Größe einzigartig in Italien.
Wie in Deutschland, Frankreich und anderswo spiegeln sich Strömungen des Feminismus und Lesbianismus in unterschiedlichen Gruppen mit unterschiedlichen Perspektiven, Ideologien und Strategien. Lesbengruppen mit Namen wie Il Gruppo delle Aliene (Die Widerspenstigen), Laboratorio di Critica Lesbica (Laboratorium der lesbischen Kritik), Gruppo di Autocoscienza Lesbica (Lesbisches Selbstbewußtsein) oder Associazione Culturale Lesbica Visibilia (Lesbisch-kulturelle Assoziation VISIBILIA) sind in den letzten Jahren in Bologna gegründet worden.
Es ist die zweite Generation italienischer Feministinnen seit den 70er Jahren und es sind vor allem junge Lesben, die sich hier engagieren.
Die einen besetzen ein Haus und eröffnen das Centro Separatista Lesbico e Femminista mit dem schönen Namen Artemide und die Furien, besetzen am Stadtrand ein anderes Haus und werden von der Polizei nach stundenlangen Verhandlungen wieder vertrieben, verlassen unter dem Beifall der Anwohner das Haus. Steine fliegen und die Polizei muß die Frauen schützen. Nach Meinung der ordentlichen Bürger dürfen die Frauen, die sich als Lesben bekennen, gesteinigt werden.
Die anderen gehen den Marsch in die Institutionen, fordern Rechte ein und Unterstützung, Gelder für ein Filmfestival, das den Namen IMMAGINARIA tragen soll.
Sie mieten das kommunale Kino der Stadt und später einen zweiten Saal unweit davon, weil in dem Kino nach 20 Uhr nur dann Lesbenfilme gezeigt werden dürften, wenn auch Männer rein können. Sie fahren auf andere Festivals in Europa. Sie bestellen Filme, organisieren das Programm und daneben Diskussionen, Ausstellungen,Feste und eine vorzügliche Küche. Sie laden Frauen ein, die mit ihren Filmen kommen. Seit 1993 findet jedes Jahr im Februar das Festival des lesbischen Kinos IMMAGINARIA statt.
Du kommst also Ende Februar aus dem wintertrüben Berlin, wo der Himmel von Depression verhangen ist, nach Bologna. Du ahnst den Frühling, die Luft ist weich, das Licht hell und die Bäume in den Parks und an den Straßen sind grün. Irgendetwas riecht anders, es sind nicht die Autos, nicht die Vespa-Mopeds in der Innenstadt. Nicht die mitteralterlichen Häuser, nicht die Türme und Arkaden, nicht die Straßencafés, denn die haben ihre Stühle noch nicht draußen vor der Tür.
Es sind nicht die Frauen, die mittags aus den Büros kommen, durch die engen Gassen und über die Piazza Maggiore eilen, irgendwohin ins Café vielleicht, um eine Freundin zu treffen. Es sind nicht die jungen Schwarzen, die dich anlächeln, neben dir laufen und dir Schmuck verkaufen wollen. Es sind

auch nicht die alten Männer auf dem Platz, zeitlos schwatzend.
Du läuft durch die Stadt, unter den Portici, über die via Independenza, vor den Autos flüchtend. Zielstrebig, du hast eine Adresse, da ist es: via Pietralata, ein Kino, das Lumiére. An der Eingangstür ein Plakat, zwei sich berührende Frauen und irgendwo fügen sich Buchstaben zu dem Wort Lesbico. Die Ehefrau zieht den Ehemann weiter, der sich gerade nach dem Filmprogramm des Abends erkundigen wollte. IMMAGINARIA. Du gehst durch die Tür, schlägst dich durch den Nikotinnebel und bist da. So viele Lesben, sich begrüßend, umarmend, Lachen und Wortmelodien, italienische, englische, französische. Du kennst manche Gesichter, manche Namen. An einem Tisch verkaufen Frauen die Tes sera, den Vereinsausweis, den du aus steuerlichen oder anderen Gründen hier brauchst, die Eintrittskarten und Programme. An einem anderen Tisch gibt es Parfüms, Hautöle, Postkarten, Hemden, die fliegende Händlerin ist aus Köln eingeflogen. Zigarettenrauch liegt in der Luft, du kannst kaum atmen. Du kaufst ein Programm, die Tessera und einen Fünferpack Eintrittskarten und begrüßt die Frauen und küsst und wirst geküßt. Dann betrittst du den Kinosaal, suchst dir einen Platz und es beginnt. Der Raum wird dunkel, dann vorn auf der Leinwand erscheint Licht, neben dir aus dem Lautsprecher die ersten Töne. Und für die nächsten vier Tage kannst du Lesben sehen und die ganze Welt, stundenlang.
Zum Beispiel DREAM GIRLS (GB 1993) von Kim Longinotto und Jane Williams, ein Dokumentarfilm über die japanische Takarazuka Theaterschule für Mädchen und junge Frauen, in der hierarchisch und streng struktuiert Schauspielerinnen ausgebildet werden. Nicht, um sie nach absolvierter Ausbildung in eine selbstbestimmte Künstlerinnenkarriere zu entlassen, sondern für das hauseigene Revuetheater, wo Frauen alle Rollen spielen – die männlichen und die weiblichen – und das sie mit 25 Jahren verlassen, um zu heiraten und eine vorbildliche Ehefrau zu werden.
Wir sehen die jungen Mädchen bei ihrer Ankunft, die Ansprache des Direktors - dessen Allmacht still im Hintergrund wirkt - und die militärischen Formen des Gruppenlebens.
Wir erleben, wie flink, fleißig und geduckt die Mädchen mit kleinen Lappen die Spiegel im Ballettsaal putzen und behende verschwinden, wenn die Stars erscheinen. Sehnsüchtigen Blickes, denn jede träumt in den einsamen Nächten im Schlafsaal, wie später, wenn sie groß ist...sie ein Star und in den Armen dieses Mannes, der eine Frau ist. Die für die männlichen Rollen trainierten Frauen, und besonders die des Lovers sind unerreichbar – die ultimativen Dream Girls. Die Zuschauerinnen stehen in Schlangen am Bühneneingang und bringen Geschenke und Blumen, warten Stunden, um einen Blick oder gar einen Kuss zu erhaschen von IHR und tragen IHR die Taschen nach Hause, glücklich, die es dürfen. Eine Zuschauerin sagt im Film, Frauen wären die idealen Männer – ohne die schlechten Seiten der realen Männer und mit dem Wissen um das, was Frauen mögen. Während der Show, einer romantischen Revue mit tanzenden Damen im Frack und Glamour, Schlager und Love Story, kollabieren Zuschauerinnen vor Ekstase. Unglaublich. Dann jedoch bricht die Realität über die Stars herein, sie verabschieden sich, der letzte Auftritt, eine geht und heiratet. Ein Vater sagt, die Takarazuka Mädchen wären die besten Ehefrauen, weil: sie hätten Disziplin gelernt und wüßten, wie ein Mann fühlt und was er braucht. So wie der Direktor im Hintergrund und der Vater zu Hause, wird der Ehemann nunmehr die Aufsicht übernehmen.
Der Traum ist ausgeträumt. Aus Dream Girls werden Wifes und die Tränen sind echt. Das zu erleben und in unkommentierten Interviews und Bildern aus dem Alltag der Mädchen zu erfahren, ist ein großes Verdienst dieses Films.
Ein anderer Film des diesjährigen Festivals, der auch schon auf der Berlinale 1994 zu sehen war, ist CANCER IN TWO VOICES von Lucy Massie Phenix (USA 1993). Auch ein Dokumentarfilm, es ist die Geschichte von Barbara Rosenblum und Sandley Butler.
Es ist die Geschichte ihrer Liebe und wie sie sich veränderte, als Barbara 1985 an Brustkrebs erkrankte. Sie schreiben gemeinsam Tagebuch, sie erleben die Jahre bis zu Barbaras Tod in einer intensiven sinnlichen Qualität und dies wird in Bildern und Szenen deutlich. Ich sehe Barbara in ihrem Garten, sehe und höre die beiden Frauen singen, sehe die Zeremonie, mit der die beiden Frauen im Kreise ihrer Freundinnen ihre Liebe feiern. Barbara beschreibt die aggressive Therapie, der sie sich aussetzt und wir sehen ihre äußere Veränderung, wie schmal sie wird und wie sie ihre Haare verliert. Die Kamera begleitet sie und Sandley über einige Jahre. Dieser Film ist nichts weniger als ein sentimentales Denkmal, sondern ein höchst lebendiges und bewegendes Dokument. Leben,

*Christiane Kloweit*

# EIN UNMORALISCHES ANGEBOT

Verbrechen lohnt sich doch! Das ist lange bekannt: Adam ließ sich den Apfel wie Eva schmecken, aber sie mußte büßen. Kain erschlug Abel und kam mit einer Strin-Tatoo davon. Jakob ergaunerte sich das Erstgeburtsrecht seines doofen Bruders Esau mit einem Linsengericht und wurde ein Aufsteiger. Makler verscherbeln Gottes Erdboden und machen sich im Ferrari vom Acker. Schalck-Golodkowski schweigt und die sittlich entrüstete und sittlich erleichterte Bundesregierung stellt ihm am Tegernsee unter Häuschenarrest. Schneider schwatzt Profitprofis Millionen ab und wird zur Strafe ohne Toupet für die Welt abgelichtet.
Von diesen unzähligen anderen ist zu lernen, wie es geht. Ob es geht, hängt von Talent und krimineller Energie des Individuums ab. *Ariadne-Krimi Nr. 1065 – „Verberchen lohnt sich doch!"* – zeigt ein paar große Würfe eines siebenjährigen Mädchens. *Ann Camones*, die Autorin, ist Politologin und Medienpädagogin. Ihr Krimi-Debüt läßt nicht erkennen, daß sie von diesem Beruf Schaden genommen hätte. Erzi, so heißt ihre Hauptfigur, hat schlechte Karten: Mutter alkoholabhängig und haßerfüllt; Vater im Koma; Bruder brüderlich, aber dann im Jugendknast; Großeltern väterlichseits stinkig, spießig; Großvater mütterlichseits gutwillig und fürsorglich, aber weltfremd; Schulmafia brutal, gemein, erpresserisch; hilfsbereiter, liebevoller Typ in Wirklichkeit ein Kinderficker, das Leben verdammt schwierig und verdammt teuer.
Erzi hat alle Probleme, die auch Erwachsene haben. Aber sie wird darin nicht ernst genommen, in manchen nicht einmal wahrgenommen. Das ist schrecklich für sie, macht sie einsam, verlassenes Kind, trostlos und traurig. Aber was hilft es, wenn niemand hilft? Wenn sie sich nicht am eigenen Schopf aus dem Sumpf zöge, käme sie da nie raus. Dafür ist dann wieder günstig, daß Erwachsene gegenüber Kindern ignorant sind. Sie kommen gar nicht darauf, daß Erpressung, Entführung, Überfall, Raub Beseitigung einer Leiche von einem Kind geplant und getan werden könnten.
Das Buch macht den Eindruck, als wäre *Ann Camones* durch ihren Beruf nicht nur verdorben worden, sondern als hätte sie von den Kindern eine Menge gelernt. Zum Beispiel: sie ernstzunehmen, und zwar ihre Probleme ebenso wie ihre Fähigkeiten, das Leben zu bewältigen; niemals in den heuchlerischen, kindertümelnden Ton – Runterbeug, Backenkneif, Eideidei (wir alle erinnern uns, würg!) – zu verfallen, den Kinder so lieben.
Kinder werden in eine Welt geworfen, die unter anderem voller Dreck, Verlogenheit, Brutalität, Drogen aller Art, sexueller Gewalt und unermeßlicher Gier nach Geld ist. Wieso sollen ausgerechnet sie, die die geringste Erfahrung haben und anfangs von den Schöpfern dieser Welt, den Erwachsenen, abhängig sind, Unschuld bewahren?
Was für eine Unschuld und wieso Unschuld? Kindliche Unschuld – Teil jener sittlichen Werte, die verfallen und verfallen und über deren Verfall sich so dekorativ, kompetent und kämpferisch klagen läßt, wie es öffentliche Personen aller Schattierungen, einschließlich derjenigen, die angeblich für das Wohl des Volkes zuständig sind, zu tun pflegen. Ja, wir sind vom Verfall der allerheiligsten Güter umgeben: Familie? Zerstört! Mutterschaft? Abgetrieben! Frau als Gefährtin des Mannes? Beherrscht per Quote und als Claudia Nolte die Welt!! Joghurt? Verfallsdatum überschritten! Grau-en-haft! Daran sind nur die Linken, die Rechten, die Grünen, die Roten, die Schwarzen, die Gelben, die Lesben, die Schwulen, die Radfahrerinnen, die Juden, die Araber, die Lippizaner, die Lipide, die Hormone, die Gene schuld. Mit einem Wort: die anderen (in Wirklichkeit natürlich die SED-Nachfolgeorganisation PDS, aber das ist Politik und gehört nicht in eine kulturelle Rezension).
Aber, aber, bin ich über Erzi und ihrem kindlichen Treiben doch ins Eifern geraten. Dabei ist der Krimi ein echter spannender Krimi, kein bißchen eifernd, fern von moralinsaurer Belehrung, fern auch von dem für kind-und jugendgemäß gehaltenen rüden Jargon. Er geht gut aus für Erzi. Das erleichtert die Leserin, auch wenn sie weiß, daß es nur eine Atempause sein kann. Das Leben geht weiter. *Ann Camones* hat keine Superheldin konstruiert, sondern portätiert ein Kind, wie es zweifellos viele gibt. Sie läßt sie auch nicht allein und unabhängig agieren, sondern zeigt, wie wichtig und wie zerbrechlich und gefährdet menschliche, d. h. von Menschlichkeit

getragene, Beziehungen sind. Aber es gibt sie doch! Es geht der Autorin nicht darum, verbrecherische Methoden zu verherrlichen. Druck erzeugt Gegendruck und Gegenwehr. Fernsehen, Video, Zeitungen und nicht zuletzt das wahre Leben prägen Kindern, regen ihre Phantasie an, und zwar durchaus nicht in unschuldiger Weise. Sich darüber zu entsetzen, ist heuchlerisch, wenn gleichzeitig nichts unternommen wird, die in jeder Weise gewalttätigen und für diejenigen am längeren Hebel äußerst gewinnbringenden Verhältnisse zu ändern (Was tut da eigentlich die PDS? Na? Na bitte!). *Camones* ist keine Heuchlerin. Sie sagt in ihrem Krimi (!) was ist und was daraus werden kann. verantwortliches Handeln – Handeln! Nicht nur leiden und sich als Opfer fühlen – haben Erwachsene nicht gepachtet! Kein bißchen, wie viele Erwachsene und nicht nur in Camones'Buch demonstrieren. Das Leben ist kein Kinderspiel, aber Kinder müssen es nun mal mitspielen. Sie sollten das Buch über Erzi lesen, das könnte ihnen Mut geben.
Ich habe in dem Buch außerdem erfahren, wie ich ein fast 100 DM teures U-Fahrradschloß knacken kann.
Da geht die Schriftstellerin aber ein bißchen zu weit, findet nun doch moralisch entrüstet die Rezensentin als Fahrradbesitzerin.

*Katrin de Vries*

# EINBRUCH VON WIRKLICHKEIT

**Anke Feuchtenbergers Bilderbuch für Erwachsene: Mutterkuchen**

Es ist schwierig, Anke Feuchtenbergers Bildergeschichten nachzuerzählen. Es ist noch schwieriger, ihre Einzelbilder zu beschreiben. Beides ist ein gutes Zeichen. Denn die junge Berliner Zeichnerin illustriert keine Gemeinplätze. Sie setzt nicht in stehende Bilder um, was uns täglich vor Augen flimmert. Sie erzählt nicht noch einmal, was es aus allen Kanälen plappert. Ihre Bilder sind wie aus einer anderen Welt: Sie sind aus einer Welt der hellen Schmerzen, aus einer Welt der aggressiven Sinnlichkeit, aus einer Welt, in der selbst das gezeichnete Wort noch einen Körper besitzt. Feuchtenbergers Bilder geben uns für den Augenblick des Betrachtens die Wirklichkeit zurück.
Wenn ihre Bilder ein Thema oder besser: eine fixe Idee haben, dann ist es der Körper. Kaum eine Bild, das nicht vom Körper beherrscht wird, vom Körper der Frau vor allem, aber auch vom Körper des Kindes, vom Körper des Mannes und vom Körper des Tieres. Die Zeichnerin ist besessen von der Ausdruckskraft des Körpers, von seiner Leidens- und Liebesfähigkeit. Diese Besessenheit teilt sich einem geneigten Auge auf magische Weise mit. In A. Feuchtenbergers Zeichnungen sehen ZeitgenossInnen das wieder, was im Bilderinferno der Medien ausgelöscht wurde: den eigenen Leib mit seiner Wärme, mit seiner Kälte, mit seinen unglückseligen Verrenkungen, aber auch mit seinen seligen Gesten. Die Zeichnerin schont uns nicht. Sie zeigt die grausamen, den Körper verstümmelnden Rituale zwischen Mutter und Tochter, Mann und Frau, Jäger und Tier. Aber selbst in den schrecklichsten Geschichten besitzen die vorgezeigten Körper eine schmerzlich anrührende, sinnliche Würde. Wie macht die Zeichnerin das? Viele ihrer Darstellungsmittel scheinen der Tradition des europäischen und amerikanischen Comics verwandt: der eindeutige Umriß von Figur und Gegenstand, die Verknappung der gestalten auf ein Minimum, der Wechsel extremer Perspektiven. Aber es fehlt all das, was den Comic zur schnellen Ware macht: die Anlehnung an das visuelle Klischee, das Nacherzählen der dummen alten Lügen mit neuen Effekten, die Anbiederung an die Halbheit des modernen Hinsehens. Feuchtenbergers Bildgeschichten sind gegen den flüchtigen Konsum immun.
***Mutterkuchen** ist die erste Buchveröffentlichung der Zeichnerin, verlegt vom JOCHEN enterprises Verlag, 64 Seiten und für 19,95 DM zu haben.*
*(ISBN: 3-930486-08-3)*

*Ines Koenen*

# RAVENSBRÜCKER BALLADE ...

**...oder Faschismus-Bewältigung in der DDR", Aufbau Taschenbuch, Texte zur Zeit, Berlin 1992**

„Der legitimatorische Antifaschismus-der Honecker-Ära machte die Teilnahme am (möglichst kommunistischen) Widerstand „an sich" zum Kriterium des Machtanspruchs. Damit verbot sich jede differenzierte Sicht auf Leistungen, Schwächen und Versagen, auf Erhabenes und Niedriges, Tragisches und Komisches... Aus Durchschnittscharakteren, kleinen Leuten, die Großes leisteten, Schweres erlitten, wurden unnahbare Götter, unkritisierbar und unabwählbar." *Hedda Zinner, Klappentext.*
Auf dem Umschlag dieses Buches sind die Köpfe jugendlicher Neonazis abgebildet, die eindeutig dem rechtsextremen Spektrum zuzuorden sind. Eine kurzgreifende Metapher. Diese Dokumentation ist 1991/92 entstanden, in einer Zeit, als die Wellen der ausländerfeindlichen Übergriffe am höchsten schlugen. Assoziiert wird ein direkter Zusammenhang zwischen dem vereinseitigenden Geschichtsbild des legitimatorischen Antifaschismus der DDR mit neueren rechtsradikalen Tendenzen und Fremdenfeindlichkeit. Eine kurzschlüssige Interpretation.

Der Inhalt des Buches enthält dann auch etwas anderes an, als der Titel vermuten läßt.
Dokumentiert wird die Entstehungs- und Rezeptionsgeschichte der „Ravensbrücker Ballade" von Hedda Zinner. Diese Geschichte hat zwei Teile. Das Theaterstück wurde 1961 in der Berliner Volksbühne uraufgeführt (Regie: Fritz Wisten) und wurde von der damaligen Kritik (Christoph Funke, Henryk Keisch, Peter Edel) euphorisch aufgenommen. „Und schon nach den ersten Dialogen weiß man, daß das kein Spiel im üblichen Sinne ist. Schicksal wird gestaltet, europäisches Schicksal unter dem Faschismus, und im Zusammenprall äußerster Brutalität mit dem Humanismus unbeugsamer antifaschistischer Kämpfer werden wie in einem Schmelztiegel die Werte ausgeglüht, auf denen wir unser Leben aufbauen: Freiheit, Menschlichkeit, Friedfertigkeit, Völkerfreundschaft." (S. 52)
Heute klingen diese Worte wie eine Beschwörungsformel, sie wirken eher wie ermahnende Interpretation und Willensbekundung, als daß sie Beschreibung einer Inszenierung oder eines theatralischen Vorgangs sein könnten. Das Stück und die Inszenierung wurden gefeiert als ein Höhepunkt sozialistischer Dramatik und des sozialistischen Realismus mit den Grundprinzipien der Parteilichkeit, Wahrhaftigkeit und Massenwirksamkeit.
„92 000 Opfer sind nicht vorstellbar. Hedda Zinner setzt ihnen ein Denkmal, indem sie in wenigen Schicksalen ihre unzähligen Geschichten zusammenballt zu einer kraftvollen, optimistischen, sozialistischen Ballade." (S. 53)
Die „Ravensbrücker Ballade" ist das einzige Theaterstück innerhalb der Literatur- und Theatergeschichte der DDR, das in einem Konzentrationslager spielt, dazu noch in einem Frauen-KZ. Erzählt wird vom Schicksal einer sowjetischen, zum Tode verurteilten Gefangenen, die von den „Politischen" vor der SS versteckt wird. Zwischen der SS und den Häftlingen kommt es zur Machtprobe, der Kampf um Vera wird zum Symbol von Überleben und Widerstand. Beteiligt sind die politischen, asozialen und kriminellen Häftlinge.
Die Geschichte mutet an wie eine Art weibliche Variante aus „Nackt unter Wölfen" von Bruno Apitz. Bei ihm wird um ein polnisches Kind gekämpft, das aber nur durch den „unerschütterlichen Zusammenhalt" des antifaschistischen Lagerkomitees gerettet werden konnte.
Die Entstehung des Stücks und die Inszenierung wurde beratend begleitet von Erika Buchmann, einer langjährigen Insassin von Ravensbrück und damaligen Blockältesten im Strafblock. Der Name Erika Buchmann taucht in vielfältigen Publikationen über Ravensbrück immer wieder auf, sie stellte für die Insassinnen offenbar eine Mutter, eine Art Identifikationsfigur dar. Sie war als „Politische" im Strafblock zusammen mit Berufsverbrecherinnen, als asozial eingestufte Frauen, sog. Kriminellen .

In einem Brief an eine Berliner Reporterin beschreibt sie den menschenunwürdigen, vernichtenden Lageralltag. Andeutungsweise schildert sie die ausgeklügelte Hierarchie unter den Frauen, das Erkaufen und Erschleichen kleiner Vorteile, das gegenseitige Bestehlen und Betrügen und die Aufkündigung jedweder Solidarität, wenn Hunger, Dreck und Hoffnungslosigkeit aus den Frauen vegetierende Wesen macht.
Nach der für die 60er Jahre erfolgreichen Aufführung vereinbarten 1984 die Autorin und das Fernsehen der DDR, eine Fernsehfassung ihres Stücks herzustellen. Dies geschah gut ein Jahr nach der Beschlußfassung des ZK der SED über die „Konzeption der Neugestaltung der Museen des antifaschistischen Widerstandskampfes und den Nationalen Mahn- und Gedenkstätten Buchenwald und Ravensbrück". (S. 62)
Beschlossen wurde damals aber nicht allein die Gedenkstättenkonzeption, sondern daß die Entscheidungskompetenzen über das Konzept und die Eröffnungsveranstaltungen beim Institut für Marxismus-Leninismus und dem ZK der SED zu liegen haben. Das mehrseitige Konzept ist durchdrungen von der dominierenden Darstellung der „Breite des antifaschistischen Widerstandskampfes (...) als Teil des Kampfes der revolutionären Arbeiterbewegung unter Fnhrung der internationalistischen kommunistischen Bewegung..."(S. 65). Hieraus wird bereits ersichtlich, daß der antifaschistische Widerstandskampf, eingeengt auf den Widerstand von Kommunist/innen, zentraler Punkt der Gedenkstätte sein soll.
Kein Wort deutet auf die vielen verschiedenen Häftlingsgruppierungen wie Ostarbeiter/innen, Sinti und Roma, „Bibelforscherinnen" oder die pseudomedizinischen Versuche mit Sulfonamiden an Polinnen hin. Die Funktion und der Charakter des Lagers, ein Vernichtungs- und Arbeitslager für über 100 000 Frauen aus 23 Nationen gewesen zu sein, wird nicht einmal erwähnt.
Diese beabsichtigte Einseitigeit und Mystifizierung des kommunistischen Widerstands bei der Neugestaltung der Gedenksstätte war schon deutliches Zeichen für die Instrumentalisierung des Führungsanspruchs. Diese erstarrte Haltung war signifikant für die DDR und somit mußte es zwangsläufig zum Konflikt mit dem Stoff der „Ravensbrücker Ballade" und Hedda Zinner kommen. Daß der Konflikt jedoch gleich zum Abbruch der Dreharbeiten und zum Aufführungsverbot führte, ist ein weiteres Signal für die erstarrte Erinnerung.
Es mutet an wie eine Groteske, daß die Verfilmung der „Ravensbrücker Ballade" ausgerechnet durch das Komitee antifaschistischer Widerstandskämpfer, vertreten durch Otto Funke, verhindert wurde. Die entsprechenden Materialien sind im Buch enthalten und bieten eindeutigen Aufschluß darüber, wie das Fernsehen als nichtunabhängige Anstalt automatisch den ideologischen Regeln dieser Funktionärsschicht folgte. Der „sachliche" Einwand von Otto Funke war der, daß in dem Stück von Hedda Zinner zu viele Asoziale vorkämen, den Kriminellen zu viel Raum eingeräumt würde und die Kommunistin eine Verräterin war. Eine an sich nicht einflußarme Funktionärin, Ellen Brombacher (Verantwortliche für Kultur in der Berliner Bezirksleitung der SED) setzte sich persönlich über vier Jahre mit Briefen, persönlichen Gesprächen, Interventionen beim Schriftstellerverband, „an höchster Stelle" für die „Ravensbrücker Ballade" ein. Vergeblich. Nur in einem Nebensatz beschreibt sie ihre (weibliche) Ohnmacht gegenüber den männlichen Funktionären, der funktionierenden Männergemeinschaft, die sie und Hedda Zinner nicht ernstnimmt und auf ihren Dogmen beharrt.
Bis hierhin ist das Buch ein Dokument der Zeitgeschichte der DDR, das den fatalen Realitätsverlust der „Führungsriege von ZK und SED" und den undemokratischen Führungs- und Leitungsstil im Umgang selbst mit linientreuen Künstlerinnen bzw. den eigenen Genoss/innen verdeutlicht.
Beängstigend jedoch nehmen sich die Passagen des Buches aus, die den Einfluß und Machtbereich des Antifa-Komitees erhellen, die Selbstgerechtigeit derjenigen bezeugen, die selbst Opfer waren. Von Dialogbereitschaft, Transparenz oder Differenzierungen ist nichts zu spüren. Die eigene antifaschistische Grundhaltung, die durchaus humanitäre Grundzüge hat, wird desavouiert.
Im dritten Teil des Buches werden die Vorfälle um den Bau eines Supermarktes in der Nähe des Konzentrationslagers Ravensbrück dokumentiert.
Briefe und Appelle von internationalen Häftlingskomitees an den Ministerpräsidenten von Brandenburg, M. Stolpe und den Bürgermeister von Fürstenberg H. Engelmann, machen deutlich, daß nur durch den massiven internationalen und öffentlich Druck auf die politisch Verantwortlichen der Bau des Einkaufszentrums verhindert werden konnte. Offensichtlich haben es die Fürstenberger/-innen als Strafe empfunden, daß der

Supermarkt nicht gebaut wurde. Die Mahnwache und Einwohner/innen rechneten Tote gegen Arbeitsplätze auf. Schlägt man diese in mehrerer Hinsicht sehr aufschlußreiche Dokumentensammlung wieder zu, sticht einem das Titelfoto ins Auge – junge Neonazis. Die Überschrift: „Ravensbrücker Ballade". Mit dieser Verknüpfung wird man aber weder der Geschichte des Konzentrationslagers Ravensbrück, den Opfern und Überlebenden gerecht, noch kann dieses Buch Antwort auf neofaschistische Tendenzen geben.
Es ist ein Zeugnis für DDR-Geschichte und vermittelt, daß undifferenzierte Geschichtsbilder und Dogmen der tatsächlichen Aufarbeitung abträglich sind. Und vielleicht, daß Erinnerung und Mahnung politisches Handeln nicht ersetzen, auch die eindrucksvollste Gedenkstätte nicht.

*Corinna Fricke*

## STREIKDOKUMENTATION – EIN LEHRBUCH

Dokumentationen sind gut. Wenn sie gut sind. Sie informieren, analysieren, belegen und helfen erinnern. Als die Idee des FrauenStreikTags ´94 noch in den Kinderschuhen steckte, ging an jedes sich regende Grüppchen der Aufruf: Sammelt Eure Flugblätter, jeden Aufruf, Artikel, Annoncen, fotografiert – wir wollen es später dokumentieren.

Nun, da der FrauenTag ´95 mehr oder weniger unbemerkt durch die Lande gezogen ist, liegt ein handliches Buch in den typischen rot-gelb-grünen Streikfarben vor. Herausgeberinnen sind der Unabhängige Frauenverband, das Streikkomitee Köln/Bonn und die Frauen-Anstiftung e.V. Hamburg. Auf 176 Seiten finden sich 12 interessante Aufsätze, jede Menge Pressereflexionen, Fotografien, Zitate von Prominenten zum Thema aller Art. Es zeigt, wie gut gesammelt wurde und welche Power und Vielfalt der Tag hatte. Die Zugspitzenbesetzerinnen finden sich ebenso wieder wie die Lila-Pausen-Frauen auf dem Ku´damm in Berlin. Mensch kann lesen, was die Präsidentin des Abgeordnetenhauses, *Hanna-R. Laurien*, die Rocksängerin *Tamara Danz* oder andere Promis zum Streiktag meinten. *Ulrike Helwerth*, Redakteurin und Mitautorin des Buches, spannte mit den Aufsätzen einen weiten Bogen: Sie beginnt bei Lysistrate, läßt den Frauentag zu Claras Zeiten und den in der DDR nicht aus, vermittelt die Erfahrungen der erfolgreichen Streiks in der Schweiz (1991) und in Island (1975). Frauen aus Politik, Gewerkschaft, Wissenschaft, den Medien, Migrantinnen und „Komitee-Frauen" reflektierten zum Thema aus der Sicht ihrer Fachgebiete. Adressen aller Streikgruppen komplettieren das Buch, das nicht nur der Erinnerung dient, sondern als Handbuch für einen neuen FrauenStreikTag herhalten kann.
„Uns reicht´s", hieß der Schlachtruf ´94. Hat sich daran etwas geändert?

*Kerstin Herbst*

## POLITISCHE STRATEGIEN OSTDEUTSCHER FRAUEN

### Die Macht und ihre Ausübung

Zu diesem Thema bot das in Weimar ansässige Forum Feministische Denk- und Lebensweisen der FrauenAnstiftung e.V. am 6. Mai 1995 in Berlin ein Tagesseminar an. Es ging nicht so sehr um die Erringung von Macht (etwa durch Quoten oder „Seilschaften"), sondern um den Umgang mit ihr, wenn bündnisgrüne „Ost-Frauen" denn in Spitzenpositionen in Politik und Verwaltung gelangt sind.

In einem Impulsreferat informierte *Angela Dunker* über feministische Machtheorien, die in den letzen 25 Jahren vor allem in der Bundesrepublik und in den USA entwickelt worden sind. Ihre These: Macht ist ein Prozeß, ein immer wieder Herzustellendes. Danach diskutierten die etwa 25 Teilnehmerinnen die aus der politischen Praxis gewonnenen Thesen von *Elke Plöger* (Staatssekretärin für Frauen in Sachsen-Anhalt), *Sibyll Klotz* (stellvertretende Vorsitzende der Berliner Abgeordnetenhausfraktion von Bündnis 90 / Die Grünen und – aber das konnte Anfang Mai noch niemand ahnen – Spitzenfrau der Berliner Landesliste) und *Ines Sager* (Ex-Wirtschaftsstadträtin in Berlin-Marzahn).

***Plöger:*** Politische Macht ist für Ostfrauen ein bewußtes Erproben der bürgerlichen Demokratie. Es gibt immer noch eine Möglichkeit mehr, als schon erprobt wurde. Frauen müssen Machtstrukturen verstehen und für sich nutzbar machen. Macht bedeutet nicht gleich Schuld. Macht-Frauen müssen sich Vernetzung und Unterstützung organisieren. Niederlagen sind relativ, sie berühren nicht die persönliche Integrität.

***Klotz:*** Macht kann und muß positiv für andere genutzt werden. Macht bedeutet Einfluß in der Öffentlichkeit. Frauen wollen zur Macht gebeten werden. Viel Macht verändert viel; Frauen aus der „Bewegung" nehmen es anderen Frauen häufig übel, wenn sie zu Macht gelangt sind. Männer vernetzen ihre Macht, Frauen ihre Ohnmacht, da sie selten „Seilschaften" quer durch die Hierarchieebenen aufbauen. Wenn Frauen quantitativ in der Mehrheit sind, verschwinden männliche Machtstrukturen nicht automatisch. Dazu sind gegenseitige Unterstützung und Reflexion notwendig.

***Sager:*** Männer wollen in der Politik eher Karriere machen („siegen"), Frauen dagegen eher Sachprobleme lösen; sie üben Macht kreativer aus. Frauen haben Respekt vor der Macht und sind eher bereit, sie zu teilen. Macht kann wegen des Gestaltungsspielraums zur Droge werden. Frauen werden in der Politik nur solange geduldet, wie sie nicht ernsthaft ins Geschäft der Männer eingreifen.

Das Seminar behandelte „Macht" vor allem als Überbauphänomen, ihre ökonomischen Grundlagen, z. B. Eigentumsverhältnisse und geschlechtshierarchische Arbeitsteilung, wurden nur gestreift. Das Fazit: Ostdeutsche Politikfrauen fordern mehr fachliche und emotionale Unterstützung von ihrer Partei, und zwar vor (z. B. Rhetorikschulung) und während der Ausübung von Ämtern und Mandaten. Frauen-Netzwerke müssen sie sich selbst knüpfen.

NFORMATIONEN

**Überraschung in Berlin**

Am Wochenende vom 18. bis 20. Mai kürten die BündnisGrünen Sibyll Klotz als parteilose UFV-Frau als Spitzenkandidatin für die Berliner Abgeordnetenhauswahl am 22. Oktober diesen Jahres. Sibyll KLotz, die sich während ihrer Abgeordnetentätigkeit als Frauenpolitikerin mit neuen Schwerpunkten etablieren konnte, gilt als Integrationsperson zwischen Ost und West. Die Arbeitsschwerpunkte der vierunddreißigjährigen Ostberlinerin sind: Erhaltung von Frauenprojekten, Durchsetzung einer frauengerechten Arbeitsmarktpolitik, Analyse der Verwaltungsreform nach frauenpoliti schen Gesichtspunkten, Wirtschaftspolitik im Sinne der Existenzförderung von Frauen. Sie arbeitete an der Verfassung mit und ist eine der Mitinitiatorinnen, die die „Überparteiliche Fraueninitiative" ins Berliner Politikleben riefen. Aus unserem Munde einen herzlichen Glückwunsch und die Bereitschaft zur Unterstützung in den heißen Wochen vor der Wahl!

*(Im nächsten Heft folgt ein ausführliches Gespräch mit Sibyll Klotz.)*

**Verfahren gegen Sextouristen**

Erstmals hat jetzt eine deutsche Staatsanwaltschaft – nämlich die in Köln – Ermittlungen gegen zwei deutsche Männer wegen Sex-Tourismus im Ausland aufgenommen. Auf Druck von Frauen - und Kinderschutzorganisationen hatte der Bundestag 1993 das Strafrecht mit Blick auf die weltweit wachsende Kinderprostitution geändert. Gegen zwei Männer aus Köln wurden Verfahren eingeleitet, weil sie in Verdacht stehen, 1994 in Sri Lanka Kinder mißbraucht zu haben. Schwierig dürfte die Beweislage werden, deutsche Staatsanwaltschaften dürfen nämlich nicht direkt im Ausland ermitteln, sondern einen Weg durch vielerlei behördliche Instanzen gehen. Helga Goy-Fink, die Leiterin der Jugendabteilung bei der Frankfurter Staatsanwaltschaft meint: „Ohne ein Rechtshilfeabkommen kann man die Aussagen geradezu vergessen." Doch das Bundesjustizministerium hält die auch von „terre des hommes" geforderten speziellen bilateralen Rechtshilfeabkommen mit den vom Sextourismus betroffenen Ländern für nicht nötig. (IFPA, Mai 95)